Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr
wird vorausbezahlt mit . . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . . — fl. 45 kr.
Auſſer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden
Band täglich . . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

e Leihbibliothek.

gasse Nr. 8.)

22769.

P. o. germ.

1914 c. NF-2 Polarii

Russische Hofgeschichten.

Neue Folge:

Von Katharina II. bis Nicolaus I.

Von

H. E. R. Velani.

Königliche Landesbibliothek

Zweiter Band:

Katharina II., ihr Hof und ihre Günstlinge (Fortsetzung und Schluß.). — Paul I.

Landesbibliothek.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1857.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Potemkin, der Taurier.

(Fortsetzung und Schluß.)

Seite

12. Kaiser Joseph's II. Besuche bei Katharinen in Mohilew und Petersburg 3
13. Besuch des Prinzen von Preußen in St. Petersburg 21
14. Die Triumphreise der Kaiserin nach der Krim . . . 49
15. Fortsetzung. Der Reisebesuch des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, bei der Kaiserin . . 78
16. Fortsetzung der Reise. Kaiser Joseph II. als Reisegefährte Katharinens 83
17. Weitere Ereignisse 99
18. Potemkin's letzte Krankheit und Tod 106
19. Mißhandlung seiner Leiche durch Kaiser Paul. Seine Charakteristik 109

II. Katharina II. nach Potemkin's Tode.

1. Katharinens Verhalten und Politik 125
2. Die schwedische Heirathsgeschichte 131
3. Katharinens letzte Krankheit und Tod 162
4. Katharinens Charakteristik 169

III. Paul I. Dessen Despotismus und Ermordung.

I. Despotismus und Charakterzüge vom Kaiser Paul I.

Seite

1. Paul als Großfürst und die Großfürstin 177
2. Sein Benehmen gegen die todte Kaiserin 180
3. Seine wunderliche Regierungsweise und unsinniger Despotismus 182
4. Paul's Familienleben seit seiner Thronbesteigung . . 193
5. Paul's Verhalten gegen seine Garden 197
6. Paul und sein Hof 204
7. Eine Deportation nach Sibirien 208
8. Ein Opfer der Günstlings- und Maitressenwirthschaft 217

II. Paul's Ermordung.

1. Veranlassung zu einer Thronrevolution. — Paul's Mißtrauen 232
2. Verschwörung gegen Paul 235
3. Paul's Ermordung 246
4. Nach dem Tode Paul's 256

I.

Potemkin, der Taurier.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

12.

Kaiser Joseph's II. Besuche bei Katharinen in Mohilew und Petersburg.

Der Frieden von Kamiesch hatte Katharinens Eroberungspläne nicht unterbrochen. Sie schwärmte jetzt mehr denn jemals für den Gedanken, die Türkei und Griechenland zu erobern und ein großes griechisches Kaiserreich für einen Sprößling des russischen Kaiserhauses zu begründen. Dazu aber bedurfte sie vor Allem der Zustimmung der Westmächte. Und in dieser Hinsicht warf sie besonders ihr Auge auf Oestreich. Dort saß noch Maria Theresia auf dem Kaiserthrone und ihr Sohn Joseph II. war Mitregent. Sie knüpfte daher diplomatische Beziehungen mit dem östreichischen Cabinet an, um dieses für ihre Idee und Pläne zu gewinnen.

In Joseph's lebhaftem Geiste fand sie ein freundliches Entgegenkommen. Dieser wurde gewonnen, indem in ihm der Gedanken erweckt wurde, ein westliches römisches Kaiserreich für sich selbst zu begründen und so ganz

Europa in ein östliches und westliches, griechisches und römisches Kaiserreich wieder zu theilen, wie es in der Vorzeit war. Katharina und Joseph wollten sich dann in die Weltherrschaft theilen.

Joseph ließ sich blenden durch diesen Plan. Doch besonnener als Katharina, wollte er erst bei dem französischen Hofe in's Haus horchen. Dort war seine Schwester, die unglückliche Marie Antoniette, Königin und diese versprach, allen ihren Einfluß zu Gunsten seiner und Katharinens Pläne aufzuwenden. Aber wie sehr auch die französischen Philosophen Oel in's Feuer gossen, so zeigte doch das Cabinet von Versailles viel Gleichgültigkeit. Lächelnd hielt man dort das ganze Project Katharinens für eine Chimäre; denn Rußland sei an Menschen und Geld durch den letzten türkischen Krieg so sehr erschöpft, daß es so bald seine Eroberungspläne nicht wieder würde aufnehmen können, und so beschloß denn Joseph, persönlich Katharinens Bekanntschaft zu machen, sich von den russischen Verhältnissen genau zu unterrichten und verabredete nun mit Genehmigung seiner Mutter die erste Zusammenkunft mit Katharinen in dem polnischen Städtchen Mohilew.

Dort kam er mit einem kleinen, bescheidenen Gefolge schon vor Katharina II. an.

Besonders schien die bedeutende, für alles Neue sich interessirende Persönlichkeit Joseph's II. der Kaiserin ge-

eignet, zu ihren Eroberungsplänen die Hand zu bieten. Sie knüpfte daher große Hoffnungen an sein Entgegenkommen und Zusammentreffen mit ihr.

Sie kam am 30. Mai 1780 in Mohilew an, wo sie den schon früher dort eingetroffenen Kaiser Joseph ganz einfach empfing.

Der Kaiser befand sich hier unter dem Incognito eines Grafen von Falkenstein, unter dem er auch Friedrich den Großen im Lager zu Neiße besucht hatte.

Sein Gefolge war klein und einfach; es wurde nur noch durch den östreichischen Gesandten Grafen Orbenzl vermehrt. Dieser war von Petersburg in Mohilew eingetroffen. Dagegen war Katharina auch hier mit dem ganzen Pomp ihrer kaiserlichen Majestät aufgetreten und dem Luxus eines reichen und glänzenden Hofes, dessen Großen mit einander wetteifernd Millionen an Brillanten auf ihren Gallaröcken von Sammet und Goldbrokat trugen.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder ihr Mißtrauen gegen den Großfürsten Paul. Sie hatte während ihrer Abwesenheit nicht ihm, sondern dem Fürsten Gallizin das Gouvernement von Petersburg anvertraut. Der Großfürst durfte keines der Reichscollegien besuchen, auch nicht die Flotte. Eine tiefe Erbitterung pflanzte sich dadurch in seine Seele. Aber wie eigensinnig und despotisch er auch war überall, wo er seinen

Launen die Zügel schießen lassen konnte: so servil und feige zeigte er sich allen Anordnungen seiner Mutter unterwürfig.

An der Spitze ihres zahlreichen und glänzenden Gefolges stand Potemkin, der auch dem Kaiser gegenüber in seiner eigenthümlichen zwanglosen Haltung auftrat. Eine bedeutende Anzahl polnischer Großen hatte sich ebenfalls nach Mohilew begeben, um unter Entfaltung eines eben so strahlenden, als geräuschvollen Luxus der russischen Kaiserin aufzuwarten und ihren dortigen Hof zu vergrößern.

Die Polen gaben sich während ihres dortigen Aufenthalts besonders dem leidenschaftlichen Spielen hin, womit sie, unter entsetzlichem Lärm, einander zu Grunde richteten. Es waren ungeheuere Summen, die Einer gewann, der Andere verlor. Indeß suchten die russischen Cavaliere, die sich schon einen Anflug von französischer Politur, bei innerer Rohheit, angeeignet hatten, durch ein stilles, anständiges Betragen die Aufmerksamkeit des deutschen Monarchen auf sich zu ziehen.

In diesem Kreise bewegte sich der Kaiser Joseph II. mit einer liebenswürdigen Einfachheit und Natürlichkeit, die schon durch den bewußten Gegensatz, in dem sie sich zu dem absichtsvollsten Prunke darstellte, ein lächelndes Uebergewicht zu behaupten schien.

So hatte Joseph mit der freimüthigen Bitte an

Katharinen begonnen: ihn von jeder leeren Förmlichkeit zu dispensiren. Die Kaiserin willigte mit Freuden ein und Joseph ließ sich seitdem so unbefangen gemüthlich gehen, daß er bei der Kaiserin selbst in Stiefeln und gespornt erschien. Bei dieser anscheinenden Zwangslosigkeit verließ ihn jedoch keinen Augenblick die schärfste Beobachtung, die er für Alles hatte, was er sah. Dabei aber hatten nicht selten die Bemerkungen des Kaisers eine leichte ironische Färbung.

Wir übergehen die politischen Vergrößerungspläne und Wünsche, die Beide vertraulich mit einander besprachen, ohne jedoch zu irgend einem bindenden Resultat zu gelangen, und erwähnen nur, daß die Wünsche des Kaisers dahin gerichtet waren, Baiern durch Tausch gegen niederländische Besitzungen zu gewinnen und daß er, den Widerstand deutscher Reichsfürsten fürchtend, sich um Rußlands Beistand bewarb. Da die Kaiserin schon zu Mohilew sich diesem Project geneigt bezeigte, so nahm er ihre Einladung nach Petersburg zu kommen um so lieber an, als er stets eine brennende Wißbegierde hatte und so auch das Verlangen, das russische Reich im Innern und dessen Zustände kennen zu lernen.

Diese Einladung nahm Joseph II. mit der Bitte an: den Feldmarschall Romanzoff, den Türkenbesieger,

ihm zur Gesellschaft zu geben. Romanzoff hatte schon schon im Gefolge der Kaiserin in Mohilew sein persönliches Wohlwollen gewonnen. Er zeichnete ihn in Petersburg so auffallend aus, daß dadurch Neid erweckt wurde. Besonders fühlte sich Potemkin dadurch so verletzt, daß er sich bedeutend seine Empfindlichkeit merken ließ. Aber der Kaiser ließ solche Aeußerungen in seiner geistigen Ruhe und Gelassenheit unbeachtet gehen. Sein Benehmen zeigte auch sonst gegen die Günstlinge Katharinens einen ungemein fein berechneten Tact und durch die geschicktesten Wendungen, womit Joseph, dem russischen Naturell fast zu höflich entgegenkommend, nach allen Seiten für sich einzunehmen wußte, suchte er sich auch die Gunst des russischen hohen Adels zu erwerben.

So war er denn auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß man sich am russischen Hofe auch als Gast nicht mit der Sparsamkeit benehmen dürfe, die dem Kaiser sonst zur andern Natur geworden war. Schon bei seiner Abreise von Mohilew suchte er den anfänglich gemachten Fehler wieder zu verbessern, indem er dem Gefolge der Kaiserin kostbare Geschenke verlieh, womit der Fürst Potemkin, die Feldmarschälle Romanzoff und Czernitscheff, Graf Panin, Graf Ostermann und der Oberstallmeister Narischkin am reichsten bedacht wurden.

Die Kaiserin kehrte auf dem nächsten Wege nach St. Petersburg zurück. Ihr deutscher Gast dagegen folgte seiner Wißbegierde und, um mehr vom Innern Rußlands zu sehen, machte er einen Umweg über Moskau. Auf der ganzen Tour ließ er sich wie einen gewöhnlichen Reisenden gehen. Er speiste an der allgemeinen Wirthstafel, schlief auf einem Strohsacke und brachte den Tag über in seiner Reisekalesche zu. Nachdem er in Moskau alle Merkwürdigkeiten der Stadt und besonders des alten Czarenpalastes, des Kreml, gesehen und allen wissenschaftlichen Instituten seinen prüfenden Geist gewidmet hatte, begab er sich über Tula nach Petersburg. In jener berühmten Fabrikstadt nahmen besonders die großartigen Waffenfabriken seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als der Kaiser in der Residenz Katharinens angelangt war, ging er zu Fuß, von einem einzigen Bedienten begleitet, der den Mantelsack trug, in einen Gasthof und ließ sich ohne alle Ansprüche zwei Zimmer anweisen. Am kaiserlichen Hofe erfuhr man erst später, daß der Kaiser Joseph in St. Petersburg angekommen sei. Nur mit Hülfe der Polizei konnte sein Aufenthalt ermittelt werden und Katharina beeilte sich, ihren Hofmarschall, Fürsten Bariatinsky, an ihn abzusenden, um ihn wegen seiner Ankunft zu beglückwünschen und in die für ihn im Winterpalaste bereitete Wohnung einzuführen.

Dieser hohe Hofbeamte mußte aber dafür das Mißfallen des Kaisers erfahren, der sich in den ersten Stunden seines Aufenthalts in Petersburg gern sich selbst überlassen gesehen hätte, um seinen Lieblingsneigungen nachzugehen, nämlich unerkannt und nur von einem Lohnlakai geführt in den Straßen umherzuschlendern, um eine vorläufige Uebersicht von dem öffentlichen Leben in Petersburg zu gewinnen. Als sein Lohndiener den Hofmarschall der Kaiserin eintreten ließ, rief der Kaiser ärgerlich dem Lohndiener zu: Wer hat Euch Erlaubniß gegeben, die Leute hier eintreten zu lassen. Ich will Niemanden sehen. Der Hofmarschall hatte Mühe, sein Compliment bei dem unwilligen Kaiser anzubringen. Darauf entließ er den Fürsten, nachdem er wenige Worte mit ihm gesprochen hatte.

Bald aber sah sich der Kaiser Joseph gegen seine Neigungen von den glänzendsten Festlichkeiten gleichsam umsponnen. Obgleich Katharina seine kalte Abneigung gegen leere Festlichkeiten und Luxus kannte, so glaubte sie es doch ihrem und seinem Range schuldig zu sein, allen Glanz einer kaiserlichen Hofhaltung vor ihm zu entfalten.

Doch gab sich Joseph solchen Ovationen, die sich nicht vermeiden ließen, mit der Selbstverleugnung und heitern Resignation des überlegenen Geistes hin, welcher sein ganzes Wesen charakterisirte.

Dagegen nahm er bei den Miniſtern und Großen des Hofes niemals eine Tafel an und entzog ihnen dadurch die Gelegenheit, vor dem deutſchen Monarchen den überlegenen Glanz eines orientaliſchen Luxus leuchten zu laſſen. Dieſe Zurückhaltung trug nicht wenig dazu bei, daß man ihn in den höchſten Kreiſen mit einer kühlen, theilweiſe mißgünſtigen Beurtheilung beobachtete. Aeußerlich wurden ihm zwar die ſchmeichelhafteſten Aeußerungen, vorzüglich auf Verlangen Katharinens, zu Theil; aber Joſeph ſtand geiſtig zu hoch, um nicht ſolche Heucheleien für das zu erkennen, was ſie waren.

Selbſt in den Inſtituten der Wiſſenſchaften und Künſte kam man ihm mit feinen Schmeicheleien entgegen. So legte man ihm in der Academie der Wiſſenſchaften eine in Kupfer geſtochene Landkarte vor, auf welcher ſchon die Reiſeroute ſeiner Reiſe nach Petersburg aufgezeichnet war, und in der Academie der ſchönen Künſte in einer Mappe mit Kupferſtichen ſein Portrait, unter welchem die Verſe aus Horaz ſtanden:

„Multorum providus Urbes et muros hominum inspexit.“

als Anſpielung auf ſeine bekannte Reiſeluſt.

Wenn aber Joſeph im Ganzen wenig günſtigen Eindruck bei der Kaiſerin und in den nächſten Umgebungen derſelben hinterließ, ſo lag dieſes im ganzen Weſen des Kaiſers und der zweifelhaften Stimmung, wo-

mit er innerlich die russischen Verhältnisse nicht eben günstig beurtheilte.

Auf der einen Seite erschien er der Kaiserin und den Großen ihres Hofes als eine durchaus edle, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, welche gerade wegen dieser Abgeschlossenheit es wagen konnte, mit den verschiedensten Personen, selbst der untersten Stände, auf eine leichte und fast ebenbürtige Weise zu verkehren und dadurch ein Gewicht nach allen Seiten hin auszuüben. Auf der andern Seite zeigte sich Joseph nicht von einer so festen und in sich selbst starken Willenskraft, daß er der Kaiserin, die sich gerade durch ihren festen, unbeugsamen Willen von ihm unterschied, als Bild eines mannhaften und rücksichtslos entschlossenen Herrschers, wie sie es liebte, erschienen wäre. Es lag in seiner Weise, zwar sehr rasch und lebhaft auf einen Gedanken oder Plan einzugehen, der seine Phantasie ansprach; aber ihm fehlte die Beharrlichkeit und Widerstandskraft gegen alle Hindernisse, und so vermochte er der Kaiserin kein Vertrauen auf seine Zusagen und Entschließungen einzuflößen.

So nahm denn auch die Kaiserin in ihren Unterredungen mit ihm wahr, daß er durch starke Einwürfe von einmal gefaßten Entschließungen leicht wieder abzubringen war.

Innerlich aber hatte der deutsche Kaiser seine Ur-

theile und Anschauungen auf's Allerentschiedenste festgestellt. Das bewies er schon während seines Aufenthalts in Rußland durch viele, leise an Ironie streifende Bemerkungen.

Joseph stand der neuen Größe Rußlands mit allen seinen Herrlichkeiten eigentlich mehr als beobachtender Zweifler, wie als Bewunderer gegenüber. Um so mehr bemühte er sich, alle dortigen Institute und Einrichtungen genau und bis in's Einzelne kennen zu lernen. So enthüllte sich vor seinem geistigen Blicke als das Wesen Rußlands ein ungeheurer, riesenhaft ausgespannter Organismus mit einem Innern voll Schwäche und Siechthum.

Ganz im Gegensatze zu der Ansicht, die Peter der Große in seinem Testament von der Alles überwältigenden Jugendkraft und Naturfülle der Russen ausgesprochen hatte, glaubte Joseph nur einen unermeßlichen Leib mit krankhaft treibenden Säften zu erblicken, dessen innere Krämpfe und Zuckungen mit einem kostbaren Mantel von äußerer Pracht und Ostentation zugedeckt sind.

Seine Zweifelsucht verrieth er bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten Petersburg's oft durch die sonderbarsten Fragen. So unter Anderem, als er sich auf der kaiserlichen Bank in Petersburg befand, legte man ihm ungeheure Massen Papiergeld vor. Da setzte aber Joseph die Beamten der Bank in nicht geringe Verlegenheit, in-

dem er sie fragte: ob denn auch so viel Gold und Silber in den Kellern der Bank liege, um diese Massen Werthpapiere jederzeit auf Verlangen einlösen zu können.

Als man ihm dagegen auf der Münze einen großen Vorrath von noch ungemünztem Silber zeigte, fragte er ironisch: ob denn immer so viel vorhanden sei?

Katharina aber bestrebte sich, ihren hohen Gast nicht nur durch den asiatischen Luxus prachtvoller Feste zu gewinnen, sondern auch durch die Feinheit ihres Umganges und den Liebreiz ihres Geistes zu fesseln. Auf diese geistigen Eindrücke war der Kaiser noch am meisten geneigt einzugehen. So wußte Katharinens feine Coquetterie ihn in eine persönliche Vertraulichkeit einzuspinnen, worin sie ihrer Phantasie ungezwungen die Zügel schießen lassen konnte, wenn sie mit hinreißender Beredtsamkeit ihre Welteroberungspläne entwickelte. Sie sagte ihm geradezu, daß, wenn man einwillige, daß sie Constantinopel erobere und ein östlich-griechisches Kaiserreich für ihre Dynastie begründe, sie damit einverstanden wäre, daß Joseph Rom erobere und sich dort die Herrschaft über den Westen Europa's gewinne durch Begründung eines weströmischen Kaiserreichs.

Joseph ließ sich allerdings für den Moment hinreißen durch ihre glühende Beredtsamkeit und gab ihr einige zustimmende Aeußerungen. Doch bei ruhiger Ueberlegung sah er wohl das Unhaltbare solcher chimä-

rischen Projecte ein und er beschloß, den Großfürsten und Thronfolger darüber auszuhorchen. Und mit der zutraulichen Offenheit seines Charakters machte er ihm ohne Rückhalt Mittheilung über die Projecte der Kaiserin, seiner Mutter. Aber bei dem Großfürsten und seiner Gemahlin fand er nicht das gehoffte Entgegenkommen, vielmehr eine auffallende Zurückhaltung und bald erkannte Joseph, daß der Thronfolger keineswegs für die orientalischen Eroberungsprojecte seiner Mutter gestimmt war. Auch der andere Gegenstand seiner Bemühungen blieb bei dem Großfürsten ohne Erfolg; das waren die Versuche, ihn von seiner entschiedenen Vorliebe für den König von Preußen, Friedrich den Großen, abzubringen, gegen den Katharina wegen einiger sarcastischer Spötteleien, die derselbe sich über deren allerdings anstößiges Privatleben erlaubt hatte, schon sehr eingenommen war. Joseph fand, daß die Vorliebe und Bewunderung des Großfürsten Paul für Friedrich den Großen schon zu tiefe Wurzeln gefaßt habe, so daß jeder Versuch, ihn davon abzubringen, in das Gegentheil umschlagen mußte.

Und so sah sich denn Joseph bewogen, davon abzulassen. Er hatte ruhige Besonnenheit genug, einzusehen, daß, wenn ein solches weit aussehendes Project keine andere Stütze habe, als die vielleicht noch kurze Lebensdauer der oft sehr kränklichen Kaiserin Katharina,

dasselbe selbst in sich verfallen müsse, und so ließ er sich so wenig in St. Petersburg, wie früher in Mohilew auf bestimmte Zusagen und bindende Verpflichtungen ein.

Der Großfürst aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als Mißbrauch von dem Vertrauen des Kaisers Joseph zu machen und das ganze Project an den König Friedrich den Großen zu verrathen, was diesen in nicht geringe Unruhe versetzte, und ihn veranlaßte, wie wir später sehen werden, seinen Neffen und Thronfolger, den Prinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, nach Petersburg zu senden.

Auch Potemkin, der damals auf dem Gipfel seiner Herrschaft stand, war entschieden gegen den Plan Friedrich's des Großen, eine Allianz zwischen Rußland und der Türkei zu schließen, welche Idee sein Gesandter, Graf Görtz, angeregt hatte, und so galt es dem Könige auch jenen einflußreichen Mann am russischen Hofe zu gewinnen, und das war die doppelte diplomatische Aufgabe des Prinzen von Preußen, der übrigens Feinheit genug besaß, die richtigen Canäle aufzufinden, um die Gunst Katharinens wieder für Preußen zu gewinnen.

Leider hatte Friedrich der Große bei seiner gewohnten Sparsamkeit es versäumt, den mächtigen Günstling Katharinens, den Fürsten Potemkin, durch reiche Geschenke zu gewinnen. Zwar besaß Potemkin schon den bedeutendsten preußischen Orden, den schwarzen Adlerorden,

der sonst nur mit großer Zurückhaltung ertheilt wurde. Allein was fragte ein Potemkin nach Orden, deren er bereits mehr besaß, als seine Brust Raum hatte anzubringen. Gold und werthvolle Diamanten waren ihm lieber und so verfehlte Friedrich II. den einzig richtigen Weg, um seiner türkenfreundlichen Politik am russischen Hofe Eingang zu verschaffen. Selbst die Aussicht, die man preußischer Seits dem Fürsten stellte, ihm für die Erhebung zum König von Polen oder Herzog von Kurland Preußens Beistand zu gewähren, machten keine Eindrücke auf den habsüchtigen Günstling. Laut spottete dieser in seinem Unmuth am russischen Hofe über den ökonomischen Monarchen, den er den Cyniker auf dem Thron, mit durchlöchertem Philosophenmantel, nannte.

Solche spöttelnde Sarkasmen blieben nicht ohne Einfluß auf Katharinen, deren früheres Wohlwollen für Friedrich den Großen bald gänzlich erlosch. Dagegen war Potemkin durch Verleihung des Fürstentitels und reiche Geschenke Joseph's an Geld für östreichische Interessen gewonnen.

Doch für die Persönlichkeit Joseph's II. war Potemkin nicht gestimmt. In seinen Augen war es schon ein Fehler, daß derselbe in seinen einfachen, ökonomischen Lebensgewohnheiten für seine Diener möglichst wenig verausgabte, und damit hinter den Großen am

Hofe Katharinens auf unbegreifliche Weise zurückblieb.

Im Anfange des Aufenthalts des Kaiser Joseph's II. in Petersburg hatte der Haushofmeister seines Gesandten es übernehmen müssen, für die Bedürfnisse der kaiserlichen Tafel auf Rechnung der Chatouille des Kaisers zu sorgen. Als aber die Ausgaben eines Tages dafür auf 100 Rubel angesetzt wurden, war der Kaiser darüber sehr bös geworden, und entzog dem Haushofmeister des Gesandten die Lieferung. Statt dessen mußte der Koch des Kaisers selbst auf den Markt gehen und mit der größten Oekonomie das Nothwendigste einkaufen.

Diese Sparsamkeit verbreitete einen wahren Schrecken unter allen Schwelgern von St. Petersburg. Namentlich konnte Potemkin, der ein ungeheurer Esser war, so daß er nicht selten zum Frühstück für sich allein eine ganze gebratene Gans verzehrte, nachdem er in seinem Magen schon durch einige Rebhühner einen soliden Grund gelegt hatte, sich bei aller Ergebenheit für die östreichische Majestät mit dessen knausriger Oekonomie, wie er es nannte, nicht befreunden. Indeß waren auf der andern Seite die Brillanten, welche ihm Kaiser Joseph verehrte, von so unbestreitbarem, ächtem und gediegenem Werth, daß Potemkin am Ende wohl einsah, die Sparsamkeit des Kaisers sei ein wohlgeordnetes Lebenssystem, das in seiner Anwendung nur gegen die eigene

Person desselben gerichtet war, ihn aber nicht hinderte, fremde Verdienste, wie die seinigen anzuerkennen.

Potemkin erachtete es jedenfalls für seine politische Aufgabe, die Allianz zwischen Rußland und Oestreich nach Möglichkeit zu fördern und das Bündniß mit Preußen bei Seite zu drängen, was Oestreich als Bedingung seiner Annäherung verlangt hatte. So wies es Potemkin schon auf dem Papier nach, daß, wenn die vereinten Kräfte Rußlands und Oestreichs an die hohe Pforte klopften, diese nicht im Stande sein würde, zu widerstehen.

Kaiser Joseph aber reiste mit gemischten Gefühlen von Petersburg ab, indem er geneigt schien, die Herrscherin auf dem Czarenthron eben so sehr zu bewundern, als zu beklagen. Er sah sie im Innern ihres Reichs mit der außerordentlichsten Geisteskraft an einer widerstrebenden Masse gestalten, der sie nur so lange zu trauen schien, als sie den feindseligen Stoff unter ihrer schöpferischen Hand gefangen hielt. So sah er sie in der Macht geldgieriger Günstlinge, denen ihr sonst überlegener Geist sich schimpflich beugte, während ihr einziger Freund, bei dem sie als Weib und Kaiserin in allen Fällen Schutz suchte und fand, ein Mann wie Potemkin war, der nur der Erste unter denen genannt werden konnte, die den Willen, das Herz und die Kassen der Kaiserin maßlos ausbeuteten.

Kaiser Joseph sah, wie die Furcht beständig über dem Haupte der mächtigen Gebieterin schwebte, eine Furcht, welche jeden Augenblick dem Ausbruch einer Volksbewegung, ja selbst den Handlungen ihres eigenen Sohnes mit Besorgniß entgegensah. Zugleich mußte er ihr zugestehen, wie sie, die selbstsüchtige Barbarin des Nordens, doch die zartesten Anklänge des Geistes in sich trug und in der ihr untergebenen Welt das Höchste und Edelste in's Leben gerufen hatte. Es sprachen ihm dafür nicht nur die Anstalten der Künste und Wissenschaften, die er unter ihrer Anordnung schon bedeutend emporblühen sah, sondern auch der Plan, sich einen neuen Mittelpunkt für ihre Culturbewegungen in Constantinopel zu begründen, strahlte ihm in seiner Verbindung mit der Idee, das alte Griechenland auf's Neue aufleben zu lassen und zu verjüngen, im schönsten Lichte.

Joseph fühlte, daß in diesen Träumen, wenn ihnen auch noch die Politik seines Verstandes entgegentreten mußte, ein Geist waltete und ein Herz schlug, zu dem er sich wie durch eine tiefere Geistesverwandtschaft hingezogen fühlte; denn auch in seiner Brust gab es Träume einer großen, die ganze Menschheit umfassenden Zukunft. Er glaubte gern, daß es der Czarin ein tiefer heiliger Ernst damit sei, aus ihrem einstigen Herrscherſitz in Stambul zugleich den Mittelpunkt einer neuen

Culturerhebung für alle von ihrem Scepter berührten Reiche entstehen zu sehen. So regte sich in der Seele des deutschen Kaisers auf der einen Seite ein guter Glauben an den erhabenen Beruf seiner russischen Freundin, während ihn auf der andern Seite so Vieles abstieß und mitten in seinen Entschließungen für ihre Pläne wieder schwankend machte.

In der weitesten Gedankenverbindung aber regte es ihn an, daß die russische Czarin den deutschen Kaiser in Italien und Rom wollte regieren lassen. Dieser Gedanke zündete wie ein Blitz in der Seele des Kaisers Joseph; denn unter den viel umfassenden Entwürfen seiner Regierung stand ihm derjenige oben an, der seine weltliche Machtstellung in Rom auf eine neue Grundlage heben sollte.

13.

Besuch des Prinzen von Preußen in St. Petersburg.

Der Besuch des Kaisers Joseph's II. in St. Petersburg hatte nicht nur der ganzen preußischen Partei an Katharinens Hofe, an deren Spitze der Großfürst stand, lebhafte Besorgnisse eingeflößt, sondern auch Friedrich II. beunruhigt, besonders seitdem die geheimen Pläne, die Joseph und Katharina mit einander verabredet hatten, durch das unzeitige Vertrauen des Kaisers

gegen den Großfürsten und durch dessen Indiscretion bekannt geworden waren.

In Petersburg hatte der Graf Panin und selbst Potemkin gegen den preußischen Gesandten, den Grafen von Görtz, die Aeußerung hingeworfen, daß es doch wohl im dringendsten Interesse Preußens sei, wenn auch der Prinz von Preußen, der Neffe und Erbe der Krone Friedrich's II., in Petersburg an Katharinens Hofe einen Besuch abstatten wolle.

Potemkin, der am Ende bei seiner Habgier doch nicht ganz zufrieden mit Joseph's Freigebigkeit gewesen war, hoffte bei dem Besuch des Prinzen auch dem Geizigen im durchlöcherten Philosophenmantel, wie er Friedrich II. nannte, einen beträchtlichen Aderlaß an Diamanten zu seinen Gunsten beizubringen, wenn er dessen Interessen an Katharinens Hofe förderte. Das that er um so lieber, als auch der Großfürst sich dafür erklärt hatte und er selbst klug genug war, an die Zukunft zu denken und sich nach Katharinens Tode den Rücken freizuhalten.

Nun aber war Potemkin Diplomat genug, um nicht geradezu mit seiner Absicht herauszurücken und deshalb äußerte er sich eines Tages gegen den preußischen Gesandten in einer Weise, die alle Politik bei Seite schob und nur eine militärische Eitelkeit als Motiv dieses Wunsches zur Schau trug. Er sagte nämlich zu dem

Grafen von Görtz: „Es ist einer meiner Lieblingswünsche gewesen, dem Könige Friedrich mein Regiment vorführen zu können und wenn der Krieg mit den Türken noch länger gedauert hätte, so würde mir dieses Glück ohne Zweifel zu Theil geworden sein. Nun aber möchte ich mein Regiment gern vor dem Prinzen von Preußen manövriren lassen. Es würde mich daher ungemein erfreuen, wenn der König dem Prinzen seine Einwilligung zu einer Reise nach Petersburg ertheilen würde.“ Potemkin setzte noch in seiner gewöhnlichen räthselhaften Weise hinzu: „Es könnten auch Gründe vorhanden sein, die eine solche Reise als durchaus nothwendig erscheinen ließen.“

Friedrich der Große entschloß sich endlich dazu, nachdem auch die Kaiserin durch Potemkin's Vermittelung dieser Einladung beigetreten war, seinen Neffen und Thronfolger nach Petersburg gehen zu lassen. Indeß der Aufwand, der unvermeidlich mit einer solchen Reise verbunden ist, erregte dem ökonomischen Könige noch einige finanzielle Bedenken. Er ließ sich die Rechnungen der ersten Reise des Prinzen von Preußen nach Petersburg vorlegen, strich darin, was ihm nicht absolut nothwendig schien, und brachte damit das Ergebniß heraus, daß die Reise nicht mehr und nicht weniger als 30,000 Thlr. kosten solle, kaum ein Viertel des Bedarfs, welche ihm denn auch ausgezahlt wurden. Da aber

der preußische Gesandte aus Petersburg dem Prinzen geschrieben hatte, daß dieser die Würde und den Glanz des preußischen Hofes nicht würde repräsentiren können, ohne im Besitz von 100,000 Thlrn. und unbeschränkter Creditbriefe zu sein, zudem der Prinz nicht geneigt war, seine luxuriösen Lebensgewohnheiten einzuschränken, auch schon 30,000 Francs nach Paris geschickt hatte, um sich eine Staatsgarderobe anzuschaffen, welche durch Glanz, Reichthum und Geschmack in der neuesten französischen Mode Alles übertreffen sollte, was man jemals gesehen, und um selbst den Luxus der russischen Großen noch zu überbieten: so hatte der Prinz durch Vermittelung eines berliner Banquiers noch in England eine Anleihe von 100,000 Thalern gemacht. Und so auf das Würdigste ausgestattet, trat er seine Reise nach St. Petersburg an.

Doch zeigte sich dabei eine Unannehmlichkeit. Nach den diplomatischen Verhandlungen wurde der Prinz von Preußen erst in der Mitte Septembers (1780) älteren Styls erwartet. Doch trat er diese Reise viel zu früh an, weil Friedrich der Große, zu wenig bekannt mit den Einrichtungen des russischen Kalenders, sich in der Berechnung der Tage nach dem ältern Styl geirrt und so den Tag der Abreise des Prinzen viel zu früh bestimmt hatte. So kam denn der Prinz viel früher in Königsberg an, als nothwendig war, um zur bestimm-

ten Zeit in Petersburg einzutreffen. Er sah sich daher genöthigt von Königsberg aus sein früheres Eintreffen in der nordischen Residenz anzukündigen; aber Katharina ließ ihm antworten, daß sie ihn erst gegen den 26. August (6. September) erwartet hatte und auch nicht eher vom Lande zurückkehren könne, sowie denn auch die für den Prinzen bestimmten Zimmer im Winterpallast in Petersburg nicht eher in Bereitschaft gesetzt sein könnten. Und so mußte denn der Prinz von Preußen unterwegs so lange zu verweilen suchen, bis endlich die Zeit herankam, wo er in Petersburg empfangen werden konnte. Indeß reiste ihm der preußische Gesandte, Graf von Görtz, bis Newa entgegen. Dieser brachte ihm eine sehr sorgfältig ausgearbeitete Denkschrift mit, worin die Petersburger Verhältnisse auf das Genaueste geschildert waren. Diese meisterhafte Schilderung aller Beziehungen des russischen Hofes war dem Prinzen von Preußen um so nützlicher, als er sich dadurch völlig dort orientiren konnte, um sein Benehmen für die Erfüllung seiner Mission darnach einzurichten.

Es hatte in dieser Denkschrift der Graf von Görtz die ganze Reihe der Schwierigkeiten und Hindernisse verzeichnet, welche zu überwinden sein würden, ein erfolgreiches Verhältniß sowohl zu der schwer zu erforschenden Kaiserin, als auch zu ihren in den verschiedensten Gruppen einander gegenüberstehenden Günstlingen und

Machthabern anzuknüpfen. Diese Verhältnisse und Beziehungen zu einem Panin, Gallizin, Närischkin und dem jetzt gerade in höchster Gunst der Kaiserin stehenden jungen Lanskoi waren dort mit den schärfsten Zügen gezeichnet.

Der Prinz traf endlich in Petersburg ein und wußte dort durch seine elegante, gewandte und liebenswürdige Persönlichkeit, die sich mit eben so viel Tact als Berechnung bewegte, die angenehmsten Eindrücke nach allen Seiten hin zu verbreiten. Die blühende Männlichkeit des preußischen Prinzen, seine ausgezeichnete Gestalt, sein leichtes Entgegenkommen, waren ganz geeignet, den Sinn der Kaiserin noch bei weitem mehr zu seinen Gunsten einzunehmen, als dieses der zurückhaltendere und gemessenere Kaiser Joseph II. bei seiner Anwesenheit in Petersburg vermocht hatte.

Aber größere Hoffnungen ihres Lebens standen auf der Seite eines Bündnisses mit dem östreichischen Kaiser. Ihr lag zunächst daran, auch nicht durch das geringste Zugeständniß an Preußen ihre Gelegenheit zum Mißtrauen an ihrer Aufrichtigkeit zu geben.

Dieses hinderte sie jedoch nicht, dem Prinzen Friedrich Wilhelm anfangs die auserlesenste Aufnahme zu Theil werden zu lassen und ihn mit glänzenden Festen und

den prachtvollsten Veranstaltungen aller Art, die ihm zu Ehren getroffen wurden, zu überschütten. Die Kaiserin unterhielt sich auch oft allein mit ihm in ihrem Cabinet, wo denn kein Zeuge ihrer Gespräche zugelassen wurde. Und sie ließ es nicht an weitgehenden Versicherungen fehlen, wie sehr sie dem großen König von Preußen mit inniger Bewunderung und Freundschaft zugethan sei und daß in diesen Gesinnungen niemals eine Aenderung stattfinden werde.

Diese Betheuerungen fielen aus ihrem Munde sehr angenehm in's Ohr und wurden auch vom Prinzen von Preußen, wie augenblicklich vom Könige selbst, mit bedeutender Ueberschätzung ihres eigentlichen Werthes aufgenommen. Es war jedoch bald zu ersehen, daß davon gar kein Einfluß auf die Politik Katharinens gegen Preußen übergehen würde; denn die Allianz zwischen Preußen und Rußland, die immer auf acht Jahre geschlossen zu werden pflegte und zuletzt im Jahre 1772 erneuert wurde, ging zu Ende gerade in der Zeit, als der Prinz sich in Petersburg befand. Aber die Czarin blieb in dieser Angelegenheit gänzlich stumm und brach zuletzt mit einem einzigen Wort für immer davon ab, so daß an eine Erneuerung der Allianz nicht weiter zu denken war.

Der Prinz von Preußen hatte übrigens Nichts unterlassen, was der Stimmung in Petersburg für Preußen einen günstigen Vorschub gewähren konnte. Dazu gehörte auch das bedeutende Zuvorkommen, welches er gegen alle damals in Petersburg nur einigermaßen einflußreichen Personen an den Tag legte. So kam es dem Prinzen, obgleich er sich nicht wie Joseph II. im Incognito in Petersburg befand, gar nicht darauf an, den russischen Großen in ihren Häusern Besuche abzustatten und bei Diesem ein Diner, bei Jenem ein Souper anzunehmen, wozu sich Kaiser Joseph durchaus nicht hatte entschließen können. Diese Ehre erwies der Prinz namentlich dem Staatskanzler Grafen Panin, der für seine Redlichkeit und Treue, womit er stets die russische Politik im Interesse Preußens zu leiten suchte, auf keine andere Weise so würdig zu belohnen war, als durch diese Gunstbezeugung. Der Prinz lud sich daher öfter bei ihm ein und erschien auch ohne alle Ceremonie im Cabinet des russischen Ministers, um seine Gutachten einzuholen oder auch seine Klagen über den Fürsten Potemkin, den Panin gründlich haßte, anzuhören.

Auch den Diners des Vicekanzler Grafen Ostermann, der für die Allianz Rußlands mit Preußen thätig gewesen war, schenkte der Prinz seine Anwesenheit und vergaß auch nicht, wie ihm der Graf Görtz gesagt, die gute und glänzende Ordnung seines Hauses zu lo-

ben und von der frühern diplomatischen Mission des Grafen in Schweden zu sprechen, wo derselbe vor zehn Jahren zugebracht hatte. Besonders aber ließ er es sich angelegen sein, der Frau Gräfin mancherlei Artigkeiten zu sagen, wodurch denn der Graf auf immer für die Interessen der preußischen Politik gewonnen zu sein schien.

Dem Herrn von Betzkow, dem Vorsteher und Begründer aller möglichen öffentlichen Anstalten in Petersburg, der die Schwäche hatte, sich über alle seine Verdienste gern in's Gesicht loben zu lassen, sagte der Prinz die stärksten Schmeicheleien über die Leitung seiner Werke, besonders über die Herbeischaffung des großen Granitfelsens von den Küsten von Finnland, der zum Fußgestell der Reiterstatue Peter's des Großen bestimmt war, und bewunderte den Mechanismus, den er, um solche Massen zu bewegen, angewendet haben müsse. Der Prinz gab sich um so mehr Mühe den eitlen alten Herrn zu gewinnen, als dieser früher gegen Preußen gewirkt hatte und erst kürzlich durch Vernachlässigung von Seiten des Kaisers Joseph gegen Oestreich eingenommen und der Allianz mit Preußen geneigt worden war. Doch mußte der Prinz von Preußen sich noch mit der in seinem Hause befindlichen Frau von Robas beschäftigen und ihr viel Geist zuerkennen und besonders über ihre oft ungereimten Einfälle und manches wunderliche Zeug, das

sie angab, lachen; denn auf den Geist seiner Frau bildete sich Herr von Betzkow selbst sehr viel ein.

Auch in das Haus des Generalfeldmarschalls Fürsten Gallizin, der weniger Einfluß als Ansehen hatte, hielt es der Prinz für gerathen sich einzuführen und einige Soiréen in demselben zu verleben. Es war ein leichteres Stück Arbeit; eben in diesem Hause kam es nur darauf an, sich mit der Frau Marschallin ein wenig zu beschäftigen, welche die eigenthümliche Gewohnheit hatte, beständig auf den Hof und die Regierung zu schimpfen, obwohl sie selbst Dame de portrait war, mit welchem Titel diejenigen Damen ersten Ranges bezeichnet wurden, welche das Recht hatten, ein reich mit Brillanten besetztes Miniaturportrait der Kaiserin, an einem blauen Bande an die Brust geheftet, zu tragen. Auch gab es in diesem Kreise eine niedliche Nichte, die noch sehr junge Gräfin Matuschkin, welche der Abgott des ganzen Hauses war, und so konnte der Prinz dort schon dadurch Aller Herzen für sich gewinnen, daß er den Wunsch aussprach, die Nichte tanzen zu sehen, da sie ganz Vorzügliches leistete, besonders in russischen Nationaltänzen und vor Allem, wenn sie à la Kosack tanzte.

Keineswegs übersah er auch die Wichtigkeit der Nichten in dem originellen Haushalt des Fürsten Potemkin. Es waren zwei Fräulein Engelhardt, die auch später an russische Große verheirathet wurden. Diese

Damen behaupteten durch außerordentliche Schönheit und Liebenswürdigkeit den allergrößten Einfluß auf den Willen Potemkin's und galten in dieser Beziehung für so wichtig, daß die Gesandten aller fremden Potentaten sie mit Aufmerksamkeit und kostbaren Geschenken überhäuften. Der Graf von Görtz hatte bereits in seiner erwähnten Denkschrift diese beiden schönen Kinder der ganz vorzüglichen Aufmerksamkeit des Prinzen Friedrich Wilhelm empfohlen und ihn sogar darauf hinzuweisen gewagt, daß es sich wohl in jedem Betracht der Mühe verlohnen möchte, ihnen Artigkeiten zu erweisen, da der Prinz durchaus keinen Widerstand zu gewärtigen haben würde, wenn er sie ganz für sich einzunehmen wünsche. Eben so wenig versäumte es der Prinz, dem Fürsten Potemkin die schmeichelhaftesten Dinge über sein Regiment zu sagen, welches Potemkin selbst für das schönste auf der Welt hielt. Auch die Verdienste des Fürsten um die Organisation der russischen Cavallerie wußte der Prinz mit sachkundiger Anerkennung zu rühmen. Wenn er nun hin und wieder noch den Wunsch blicken ließ, irgend einer religiösen Ceremonie in der Gesellschaft des Fürsten beizuwohnen, so schmeichelte er dadurch der Lieblingsneigung desselben; oder wenn er plötzlich das Gespräch auf das Herzogthum Kurland fallen ließ, zu dessen Erwerbung Friedrich der Große versprochen hatte, mitzuwirken, so schien es allerdings, als ob

der mächtigste Mann des russischen Hofes allen preußischen Interessen plötzlich das allergrößte Entgegenkommen weihen wolle.

Aber diese leichte Annäherung wurde durch nichts zur That. Einen andern Vorschlag, den ihm der Prinz machte, ihm eine deutsche Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen, verwarf Potemkin völlig, weil ihm sein Verhältniß zur Kaiserin nicht gestattete, sich zu vermählen. Er ließ zudem merken, daß er dieses Anerbieten des Königs unmöglich für so ernstlich gemeint halten könne.

Auch den liebenswürdigen jungen Lanskoi, der damals gerade im Besitze des ausübenden Günstlingsamts bei der Kaiserin war, mußte er auf den Rath des Grafen Görtz zu gewinnen suchen. Dem Prinzen von Preußen widerstrebte diese Zumuthung um so weniger, als dieser neue Favorit ein junger Mensch von rührendster Schönheit und einem noch ganz unentwickelten Wesen war und ihm eben so anziehend, als Theilnahme erregend erschien. Lanskoi liebte besonders das Deutsche und flößte dadurch dem Prinzen noch ein besonderes Interesse ein. Wir haben schon früher erzählt *), wie dieser geliebteste unter den Günstlingen der Kaiserin ihr durch eine schwere Krankheit entrissen wurde, und wie

---

*) Im ersten Bande neue Folge.

untröstlich ihr Schmerz darüber war. Doch das geschah einige Jahre später, nach der Anwesenheit des Prinzen in Petersburg.

Bei weitem mehr Ueberwindung kostete es dem Prinzen von Preußen, sich gegen den Fürsten Baratinsky mit der hier gebotenen Aufmerksamkeit zu benehmen. Dieser Emporkömmling hatte sich einen fürchterlichen Ruf erworben. An seinen Händen klebte das Blut des von ihm mit ermordeten Kaisers Peter's III. Diese mit ewigem Mordgeruch behafteten Hände schienen aber für die Czarin selbst so wenig abschreckende Erinnerungen zu bieten, daß sie sich von Baratinsky, in seiner Eigenschaft als Ober-Hofmarschall, bei allen Festen bedienen ließ und man ihn in jedem Augenblicke in ihrer Umgebung sehen konnte. Die Persönlichkeit dieses unheimlichen Menschen trug den Stempel des Verbrechens in allen ihren Zügen und verlockte die Gedanken des Prinzen von Preußen um so mehr in den Hintergrund der Nachtseiten von Katharinens Charakter, als die Sage ging, daß Baratinsky auch jetzt noch bei wichtigen Veranlassungen sein Handwerk fortzusetzen habe — ein Handwerk des Meuchelmordes, das er mit einer furchtbaren Geschicklichkeit auszuüben wußte, wovon er bereits so entsetzliche Proben abgelegt hatte. Aber dieser grauenhafte Hofmarschall war zugleich zum Dienst bei dem Prinzen von Preußen angewiesen und dieser konnte daher

um so weniger seinem Gefühl folgen und ihn mit der Verachtung, die er verdiente, behandeln. — Erst der Großfürst Paul ließ nach seiner Thronbesteigung den bisher so gepflegten Mörder seines Vaters vom Hofe verschwinden.

Die schwierigste Aufgabe des Prinzen von Preußen am russischen Hofe bestand aber eigentlich in der taktvollen Abmessung seines Verhältnisses zu dem Großfürsten Paul und seiner Gemahlin; denn obwohl ihn nach dieser Seite hin am meisten seine Gesinnungen und besonders die wohl erwogenen Interessen Preußens zogen, so mußte doch gerade in dieser Beziehung durch vorsichtiges Abwägen und Verstecken seiner wahren Gesinnung das unaufhörliche, eifersüchtige Mißtrauen der Kaiserin gegen ihren Sohn geschont werden. In dem Großfürsten Paul war zwar die Hinneigung zu Preußen eine wahre Leidenschaft geworden, der er sich auch bei andern Gelegenheiten mit wahrer Rücksichtslosigkeit überlassen hatte, aber die Einschüchterung, die ihm namentlich die Gegenwart seiner Mutter auferlegte, gab seiner ganzen Ausdrucksweise etwas Kühles, Kränkliches und Unsicheres. Sonst war der russische Thronfolger durch die Einwirkung seiner zweiten Gemahlin, einer liebenswürdigen würtembergischen Prinzessin, um Vieles heiterer und gesprächiger geworden, als dieses bei seiner ersten Gemah-

lin, einer darmstädtischen Prinzessin, die ihm nicht selten zur Eifersucht Veranlassung gab, der Fall war. Die jetzige Großfürstin verband mit einer außerordentlichen Zartheit und Milde, die sich zugleich in einer schönen und edlen Gestalt aussprach, in seltener Weise die Kunst, sich nach allen Seiten hin verbindlich und gefällig zu erweisen, und eine heitere und lebendige Stimmung um sich her zu verbreiten, womit sie oft auf eine eben so kluge als graziöse Weise die Lücken auszufüllen verstand, die nicht selten die Mißstimmung der Kaiserin gegen ihren Sohn in der Conversation herbeiführte.

Der Großfürst Paul, wenn auch durch Panin mit vieler Sorgfalt gebildet, war doch eigentlich eine mittelmäßige und oberflächliche Natur und darum auch wenig geneigt und befähigt, sein Recht auf den russischen Thron durch eine kühne Unternehmung geltend zu machen, für deren Gelingen vielleicht fast alle Elemente vorlagen. Die Neigungen dieses Fürsten hatten sich auf lauter niedrige und äußerliche Dinge abgelenkt. So u. A. putzte er sich gern und seine Vorliebe für französische Moden und Trachten führte ihn bisweilen sogar an die Gränzen des Lächerlichen. Die Kaiserin schärfte ihm dagegen ein, was sie englische Einfachheit nannte. Indeß beförderte sie auf der andern Seite seine Sittenverderbniß durch französische Creaturen, die für diese Zwecke eigens gewonnen zu sein schienen, deren Verführung der Groß-

fürst keineswegs widerstrebte. Besonders war es ein französischer Friseur, Namens Dufour, der zum Kammerdiener bei ihm erhoben war, welcher in der Absicht besonders angestellt zu sein schien, die Sitten des Großfürsten gänzlich zu verderben, dadurch ihn selbst geistig und leiblich zu Grunde zu richten und ihn unfähig zur Regierung zu machen. In dieser Hinsicht leistete er in der That als Lehrer und Führer desselben auf der Bahn des Lasters und der sinnlichen Ausschweifungen die ausgezeichnetsten Dienste, indem er ihn in die raffinirtesten Lüste einweihte, wofür er denn auch von der Kaiserin reichlich bezahlt wurde.

Ist dieses wahr, wie es Zeitgenossen behaupten, so gehört dieser Zug wieder zu den vielen schwarzen Flecken in dem sonst so glänzenden Charakter der Kaiserin Katharina der Zweiten.

Unter diesen Umständen konnte der Prinz von Preußen ein inniges, offenes Verständniß mit dem Großfürsten Paul nicht gewinnen, obwohl er nicht ohne Grund darauf gerechnet hatte.

Wie sehr er auch bemüht gewesen, die Großen des russischen Hofes durch Schmeicheleien für sich und Preußens Interessen zu gewinnen, so gelang ihm doch nur das Erstere; trotz aller Freundlichkeit dagegen kam die politische

Annäherung Rußlands an Preußen nicht um einen Schritt weiter; denn der ganze Schwerpunkt dieser Sache lag in dem absoluten Willen der mächtigen Selbstherrscherin aller Reußen und diese wollte sich zu keinem Schritt verbindlich machen, der vielleicht Oestreich, Preußens Rival, unangenehm sein könnte. Hätte der Prinz große Summen auf glänzende Bestechungen der habgierigen nächsten Umgebung dieser Monarchin verwenden können, so würde er wahrscheinlich seinem Ziele näher gekommen sein.

Uebrigens stellte sich auch bald heraus, daß es ihm weniger gelungen war, als es Anfangs den Anschein gehabt hatte, die persönliche Zuneigung der Kaiserin sich zu erhalten.

So mußte er denn auch der Kaiserin gegenüber bei den platten, bedeutungslosen Formen stehen bleiben, welche sich seit dem ersten Begegnen mit der Kaiserin zwar in prunkenden und höflich verbindlichen Phrasen, aber ohne alle innere Wärme festgestellt hatten.

Der Prinz von Preußen hatte übrigens der Kaiserin die aufrichtigste Bewunderung ihrer großen Eigenschaften und ihrer mächtigen Stellung gezollt. Er hatte sich dabei nach dem Rath des preußischen Gesandten, den schmeichelhaftesten Ausdrücken der Huldigung ihrer Persönlichkeit durchaus keine Gränzen zu stecken, gerichtet, aber der Prinz fand es ungemein schwer, einer

Souverainin, welche damals ohne Zweifel die gefeiertste in Europa war, ein neues und pikantes Wort sagen zu können. Vielleicht hielt er es dabei mit den Rücksichten, welche er auf den hochgebildeten Geist Katharinens nahm, allzu genau, und fühlte sich eben dadurch befangen; denn wenn er mit Allem, was es Schmeichelhaftes und Bewunderndes zu sagen gab, frisch darauf los und sogar mit einiger Plumpheit zu Werke gegangen wäre und dabei weit weniger Rücksicht auf ihre hohe Stellung genommen hätte: so würde dieses noch immer einen günstigen Eindruck auf den Sinn der Kaiserin gemacht haben. Im Anfange hatte es freilich geschienen, als ob ihr der preußische Prinz eine außerordentlich willkommene Erscheinung sei; aber Friedrich Wilhelm traute diesem Anschein keineswegs; denn er kannte die seltene Meisterschaft der Kaiserin in der Verstellungskunst, und bald sollte er auch wahrnehmen, daß Katharina von Tage zu Tage weniger zuvorkommend und weniger rücksichtsvoll sich gegen ihn benahm. Die diplomatische Medisance, die gewiß wohl unterrichtet war, breitete aus, daß die Kaiserin schon bei der ersten Zusammenkunft den preußischen Prinzen zu schwerfällig, förmlich, linkisch und gegen ihr Entgegenkommen gar zu zurückhaltend gefunden habe.

Diese Bemerkung wurde aber auch in der That bestätigt durch das auffallend kühle und nichtachtende

Benehmen, welches Katharina immer mehr an den Tag legte. Sie vermied es bald so viel als möglich, ihn zu sehen, oder sie beachtete seine Anwesenheit nicht, auch wenn er sich in ihrer Nähe befand.

In dem Hause des Großstallmeisters Narischkin, welches sich durch prachtvolle Feste von origineller Laune auszeichnete, dieses russischen Großen, der seine Reichthümer darauf verwendete, den russischen Hof in nie gesehener Weise zu amüsiren, war auch die Kaiserin zu einer dieser oft seltsamen Abendgesellschaften erschienen. Der Prinz von Preußen, welcher sich auch dort befand, wurde aber von ihr kaum bemerkt; auch lud sie ihn nicht zu ihrem Spieltische ein, wo sie nur den Fürsten Potemkin, den englischen Gesandten und ihren Günstling Lanskoi Platz nehmen ließ. Als sie nachher ihre Maske vornahm, um in den Tanzsaal einzutreten, ergriff sie den Arm des englischen Gesandten und forderte ihn auf, sie durch die Säle zu begleiten. „Bleiben Sie," sprach sie zu ihm im verbindlichsten Tone, so daß es der Prinz von Preußen, der ganz in der Nähe sich befand, hören konnte, „den ganzen Abend bei mir; ich habe Sie zu meinem Ritter erkoren, und will, daß Sie mich gegen die Langweiligen vertheidigen sollen."

In ihren eigenen Cirkeln ließ die Kaiserin den Prinzen ganz müßig umherstehen, und in einer Gesellschaft erfuhr er die Kränkung, daß sie dem östreichischen

Gesandten, Grafen Orbenzl, den Vorzug vor ihm gab und diesen an ihren Spieltisch lud, wo der Prinz nach allen Regeln der Etikette hätte seinen Platz erhalten müssen.

Bei andern Gelegenheiten bevorzugte sie wieder den allerdings sehr geistreichen Fürsten Ligne, der sich seit einiger Zeit in einer außerordentlichen Mission des östreichischen Hofes in Petersburg befand, auf eine Weise, die den Prinzen unmittelbar persönlich kränken mußte, indem sie dabei zu erkennen gab, daß es der liebenswürdige Geist und die Unterhaltungsgabe des Fürsten sei, die sie seine Gesellschaft vor der des preußischen Prinzen den Vorzug geben ließ. Der Prinz wurde dafür nicht selten durch den Fürsten Ligne selbst gerächt, dessen scharfe, blitzende Geistesbeweglichkeit der Kaiserin im Gewande eines leicht scherzenden Bonmots manche bittere Wahrheit zuwarf.

Der Prinz von Preußen hatte feines Gefühl genug, um die traurige Rolle, in welche ihn die Kaiserin verwiesen hatte, bitter zu empfinden, und nicht selten drohten die Unzufriedenheit und Reue, welche ihn über seine Reise beschlichen, auch seine äußere Haltung zu überwältigen. Aber er nahm sich immer von Neuem vor, mit Standhaftigkeit und allen Schwierigkeiten trotzend die ihm gewordene Aufgabe zu vollziehen und nur wo möglich mit bestimmten Erfolgen vom Platze zu weichen.

Um einigermaßen für seine eigene Unterhaltung zu sorgen, hatte sich der Prinz seine Maitresse aus Berlin nachkommen lassen. Bei der Leichtfertigkeit der Sitten, die er am Petersburger Hofe bemerkte und der Katharina sich selbst hingab, glaubte er nichts zu wagen, wenn er solchen Beispielen folgte. Aber Katharina, je mehr sie sich selbst im Stillen gehen ließ, hielt mit einer gewissen Prüderie auf äußern Anstand. Es wurde daher dem Prinzen unter dem Fuß gegeben, daß solche Unschicklichkeiten am Petersburger Hofe nicht geduldet würden, und er mußte seine Geliebte wieder fortschicken.

Das Benehmen der Kaiserin gegen den Prinzen schien aber absichtlich darauf angelegt zu sein, nie wieder einen ähnlichen Besuch aus Berlin zu empfangen. Es war eine feindliche Demonstration gegen das preußische Königshaus. Dem englischen Gesandten sagte sie mehrere Male: „Ich halte den König von Preußen für altersschwach.“ Es bezog sich dieses zunächst auf die Zumuthung, die ihr Friedrich II. stellen wollte, mit der Türkei ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen, was geradezu gegen ihre Lieblingsphantasieen und Eroberungspläne lief. Auch hatte sie Friedrich der Große persönlich geärgert, da er sich erlaubt hatte, der Kaiserin manche gut gemeinte, aber sehr übel aufgenommene briefliche Vorstellungen über den ungeheuern Aufwand ihres Hofes und ihrer Regierung zu machen und da-

gegen ein vorsichtiges und geordnetes Finanzsystem zu empfehlen.

Wenn der Prinz von Preußen jetzt diese Lage der Dinge persönlich zu tragen hatte, so war das für ihn um so bitterer zu empfinden, als die Erinnerung nahe lag, daß der Großfürst Paul bei seinem Besuche in Berlin vor vier Jahren eine ausgezeichnete Aufnahme und Huldigung gefunden hatte, namentlich vom Könige mit einer wahrhaft zärtlichen Hingebung behandelt worden war.

Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte es aber auch vorzüglich mit den Einwirkungen des englischen Gesandten zu danken, daß sein Besuch in Petersburg selbst durch die Ungunst der Kaiserin in ein so bedenkliches Licht gestellt wurde. Es waren damals ganz besondere politische Verhältnisse zwischen Rußland und England, die ihm diesen Einfluß gestatteten.

Es schienen daher Rücksichten gegen Oesterreich und Preußen zu sein, um den Aufenthalt des Prinzen in Petersburg so unglücklich und so reich an Kränkungen zu machen. Und doch war der Prinz so sehr vom Eifer für seine Aufgabe erfüllt, die er in seiner Verblendung in Petersburg noch immer zu erreichen hoffte. In diesem Vertrauen überschätzte er ohne Zweifel die Macht seiner persönlichen Eindrücke und seines Wirkens, das von Tage zu Tage immer kältere Abweisungen von

Seiten der Czarin erfuhr. Der Prinz von Preußen war darüber klar geworden, daß die Allianz zwischen Rußland und Preußen nie wieder auf Grundlagen erneuert werden dürfe, welche der Kaiserin Katharina ganz entschieden das Uebergewicht eines Schiedsrichters gab.

Wenn die Anwesenheit des Prinzen von Preußen in Petersburg nicht dazu bestimmt gewesen wäre, gewissermaßen die ganze europäische Politik zu durchwühlen, so würde der Prinz wahrscheinlich nicht mehr lange gezögert haben, sich von der Kaiserin Katharina für seine Rückreise zu beurlauben; denn für seine Verabschiedung lagen längst schon die deutlichsten Veranlassungen vor. Der Prinz Friedrich Wilhelm schien aber seinen Aufenthalt in Petersburg von vorn herein auf eine längere Dauer berechnet zu haben; das bewies schon der ganze Zuschnitt seiner häuslichen Einrichtungen und Bedienung.

Sein persönliches Verhältniß zur Kaiserin wollte aber durchaus keine günstige Wendung mehr annehmen, obwohl Katharina abwechselnd auch wieder zu einem gewissen Vertrauen ansetzte, womit sie sich offen und freundlich ohne Rückhalt über ihre Lieblingspläne gegen ihn erklärte.

So sagte sie eines Tages dem preußischen Prinzen ganz unverhohlen: „Wie auch immer der Weltlauf gehen möge, so gedenke ich doch immer einst Constantinopel zu erobern und damit die Wiederaufrichtung eines grie-

chischen Kaiserthums zu verbinden; denn in Constantinopel werde ich den Schwerpunkt von Europa, Asien und Afrika ergreifen, der, wenn er zu einer politischen Einheit verbunden werden könnte, geeignet wäre, um von ihm aus die ganze Welt neu zu beleben und zu einer schöpferischen Ordnung zu führen."

Katharina versäumte dann nicht, auch dem Prinzen von Preußen auf die verbindlichste Weise anzudeuten, daß sie zu Zugeständnissen aller Art bereit sein würde, wenn sein Oheim, der König von Preußen, durch seine Macht und Weisheit ihre großen Unternehmungen im Osten unterstützen wollte. Sie fügte hinzu: „Er würde dabei ganz in den Schranken bleiben können, welche er sich sonst durch die preußische Politik auferlegt wissen wollte."

Das waren vielleicht die peinlichsten Momente, in denen der Prinz Friedrich Wilhelm der von ihrem kühnsten Thatenfeuer durchglühten Czarin gegenüberstand; denn er konnte bei diesen Anforderungen nur stumm und zurückhaltend bleiben und mit nichtssagenden Aeußerungen, welche ihn selbst vor den Augen der geistvollen Kaiserin unbedeutend und nichtssagend, ohne geistigen Aufschwung erscheinen lassen mußten, diese Gedankenblitze der Czarin begleiten.

Seine vom Könige erhaltenen Vollmachten reichten nicht so weit, um mit bestimmten Aeußerungen über

die tiefsten Mysterien der europäischen Politik heraustreten zu können. Eben so wenig durfte er es für seine eigne Person wagen, den ihm entgegenflatternden Riesenschleier solcher riesiger Geheimnisse an sich zu ziehen und ganz zu lüften.

Bei diesem Mangel an bestimmter Entschiedenheit in seinen Aeußerungen mußte er der Czarin als noch unbedeutender erscheinen, als er wirklich war. In einer Unterhaltung, welche Katharina mit dem Ritter Harries hatte, sprach sie dem preußischen Thronfolger nicht nur allen Ehrgeiz ab, sondern auch die Eigenschaften, die erforderlich wären, um einen höheren Ehrgeiz zu befriedigen.

Dieses Urtheil besagte eigentlich nur, daß die Czarin den Prinzen kalt und unempfindlich gefunden, wo sie ihren eigenen Ehrgeiz in allen Farben ihrer östlichen Entwürfe vor ihm hatte spielen lassen.

Es mochte dem Prinzen Friedrich Wilhelm zwar nicht ganz an Mystik fehlen, aber dieses ungeheuere Gelüst auf Constantinopel, welches jede andere sinnliche Leidenschaft in ihrer Seele überflügelte, konnte in dem Prinzen nur nüchterne Reflexionen des Verstandes erwecken, obwohl er sich nicht selten hingerissen fühlte von Bewunderung aller ihrer großen und liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Kaiserin besonders in ihren Privatcirkeln, namentlich in den vertrauten Gesellschaften, welche sie

in der Eremitage um sich versammelte, mit einem unwiderstehlichen Reize zu entfalten wußte.

Dieser Palast, in welchem Katharina einen Tempel für die Kunstschätze Petersburgs zu gründen begonnen hatte, der zugleich der Sitz ihrer ausgelassensten Freuden war, vereinigte in einigen seiner stillen, aber mit der üppigsten Pracht ausgestatteten Gemächer zwei- oder dreimal in jeder Woche einen ausgezeichneten Kreis von Hofleuten, Günstlingen und vertrauten Damen um die Person der Kaiserin, die hier von den Höhen ihres Thrones herabstieg, um sich im Bereich des zwanglosesten Lebensgenusses und der keckſten Ausgelassenheit doch wieder als die Herrscherin, welche alle Anderen an Kraft, Grazie und Erfindung in der Lust überragte, zu zeigen.

Zu diesen Mysterien, mit welchen die Czarin ihren Cultus der Freiheit beging, hatte der preußische Kronprinz jedoch nur einige Male Einladung erhalten, aber nur zu dem weitern Kreise dieser Zusammenkünfte, worin auch die fremden Diplomaten nach besonderer Auswahl zuweilen zugelassen wurden. In diesem weitern Kreise deutete sich aber doch noch in leisen Schattirungen eine gewisse Gränze der Berücksichtigung und Etikette an, welche in dem engern und vertrautern Kreise der alsdann geheimer gehaltenen Versammlungen mit einer Entfesse-

lung ohne Gleichen übersprungen wurde. In diesen abgeschlossenen Versammlungen in der Eremitage, welche auch vorzugsweise la petite société genannt wurden, in denen die Lust ohne jede Schranke und Form empor-wirbelte, würde vielleicht auch der Prinz von Preußen, dessen bekannte Neigung zur Galanterie ihn ganz dazu geeignet machte, Aufnahme gefunden haben, wenn er für das orientalische Project und für die Vernichtung der Türken die mindeste Begeisterung und Hingebung hatte zeigen können. In diesen geheimen Cirkeln, deren Theilnehmer häufig in Masken erscheinen mußten, wur-den alle möglichen Tänze, Spiele und Unterhaltungen der pikantesten Art aufgeführt; besonders gab man Dar-stellungen von Sprüchwörtern, welche die geistreiche Cza-rin selbst für diesen Zweck in Scene gesetzt hatte, deren Schluß die berühmten Händespiele und ähnliche, in den kühnsten Muthwillen übergehende Ergötzlichkeiten bildeten. Außer den erklärten Favoriten, welche regelmäßige Mit-glieder dieses Clubs waren, und einigen vertrauten Kammerdienern und Kammerfrauen, die bei diesen Ge-legenheiten ein besonderes Talent entwickelt hatten, gab es noch einige Hofleute, die dabei als stehende Figuren mit besonderer Beachtung sich geltend zu machen wußten. Zu diesen gehörte besonders der schon genannte Ober-stallmeister, Fürst Leo Narischkin, welcher überhaupt den Buffo des russischen Hofes vorstellte, der beständig Spiel-

und Tändelsachen nicht immer von der decentesten Art in der Tasche führte, indem er die Rolle eines umherziehenden Handelsmannes spielte und seine nicht selten obscöne Waare unter Scherzen aller Art zu oft ungeheuern Preisen verkaufte.

Der Prinz von Preußen, der sich noch immer nicht entschließen konnte, Petersburg ohne irgend ein Resultat zu verlassen, suchte zuletzt nur noch nach immer neuen Vorwänden, um sein längeres Verweilen einigermaßen zu entschuldigen. So wünschte er durchaus noch den Geburtstag der Großfürstin, welcher auf den 25. October fiel, in Petersburg zuzubringen. Indeß war der Czarin der Faden der Geduld gerissen. Jede Rücksicht bei Seite setzend, ließ sie ihm eines Morgens ohne Umschweife sagen, daß alle Vorkehrungen zu seiner Rückreise getroffen wären. Dieser deutlichen Aufforderung ließ sich nun nicht länger widerstehen und der Prinz meldete sich zu seinem letzten Abschiedsbesuche bei der Kaiserin.

Katharina ließ ihn sogleich eintreten, obgleich ein Krankheitsanfall, von dem sie behauptete befallen zu sein, sie nöthigte, das Bett zu hüten. Die Kaiserin empfing ihn mit der ausgesuchtesten Huld. Sie streckte ihm auf eine innige, fast zärtliche Weise die Hand entgegen, brach sogar in einen Strom von Thränen aus,

indem sie ihn mit der Versicherung entließ, daß sie stets die aufrichtigste Freundschaft für den König und den Prinzen empfinden werde. Mochte nun bei diesem überraschenden Ausdrucke ihres Gefühls ihre berühmte theatralische Verstellungskunst mitgewirkt haben oder in der That eine Anwandlung ihrer Gutmüthigkeit beim Anblick des liebenswürdigen, so vielfach von ihr gekränkten Prinzen über sie gekommen sein, so hatte doch diese letzte Begegnung jedenfalls die Wirkung, daß der Prinz in größter Rührung das Zimmer der Kaiserin verließ.

14.

Die Triumphreise der Kaiserin nach der Krim.

Kleine Ursachen haben oft große Folgen. In Petersburg hatte man längst schon erwartet, daß das orientalische Project endlich zur Ausführung kommen werde. Potemkin zögerte indeß noch immer in seiner gewohnten Bequemlichkeitsliebe. Da glaubte er zu bemerken, daß die immer mehr alternde Kaiserin anfing, ihre bisherige Geistesfrische zu verlieren. Er hielt dafür, daß sie einer neuen Aufregung bedürfe, um nicht nach und nach alle ihre großen Eigenschaften einzubüßen. Argwohn und Engherzigkeit verfinsterten jeden geistigen Verkehr mit ihr. So glaubte Potemkin ein Mittel anwenden zu müssen, welches geeignet war, ihr geistiges Leben wieder aufzufrischen und

gesund werden zu lassen. Das sollte in der Wiederaufnahme des Krieges gegen die Türkei gefunden werden, und Potemkin schritt zu diesem Mittel, das Hunderttausende von Menschenleben kostete, um seiner hohen Gebieterin wieder ein heiteres und huldreiches Lächeln abzugewinnen. Er griff zu diesem Mittel und die Krim wurde erobert — damit die Herrschaft über das Schwarze Meer und der Zugang zur Eroberung von Constantinopel gewonnen.

Wie richtig der allmächtige Günstling seine hohe Gebieterin gekannt hatte, zeigte sich bald. Sie sah damit ihre Lieblingspläne der Verwirklichung näher gerückt, ihre Träume und Phantasieen erhielten neue Nahrung und Katharina gewann wieder eine erhöhte Seelenstimmung. Eine Triumphreise in die Krim, nach dem alten Taurien, sollte das Werk ihrer Verjüngung vollenden.

Schon seit einiger Zeit ging die Kaiserin mit dem Gedanken um, den Triumph dieser Siege zu feiern. Sie wollte damit zugleich jenes wunderbare alte Taurien, das neueroberte Küstenland am Schwarzen Meere, in welchem sie mit der russischen Herrschaft zugleich die alten hellenischen Namen wiederhergestellt hatte, in eigener Person besuchen. Es sollte ein Triumphzug im glänzendsten und großartigsten Style werden. Nachdem alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, wurde die Abreise auf den 18. Januar 1787 festgesetzt.

Fürst Potemkin, der von dieser Eroberung den Beinamen „der Taurier" erhalten hatte, sollte als Statthalter dieser neuen Eroberung des russischen Reiches der Führer zu diesen Provinzen sein. Er schien anfangs darüber betroffen zu sein, daß die Kaiserin auf diesen unerwarteten Einfall gekommen war. Mit den drei Millionen Rubeln, welche ihm Katharina zu den neuen Einrichtungen in der Krim gegeben, hatte er eine gerade sich darbietende Gelegenheit benutzt, für sich Güter und Diamanten für einen sehr billigen Preis zu kaufen. Er wußte aber die Kaiserin dahin zu bringen, daß sie ihm diese Summe, deren Verwendung zu eigenem Vortheil er ganz offen mit großer Naivetät eingestand, aus einer der Reichskassen nochmals zahlen ließ. Und mit diesen neuen Millionen reiste er jetzt der Kaiserin voraus, um zu ihrem Empfange und ihrer Genugthuung aller Orten eine Prachtscenerie in's Leben zu rufen, welche die kühnsten Erwartungen auf märchenhafte Weise überflügeln sollte.

Potemkin hatte in seiner Sonderlingsgrübelei zu ihrem Empfange aller Orten eine Scenerie in's Leben zu rufen beschlossen, indem er ein theatralisches Blendwerk ohne Gleichen ersonnen, zu dem er jetzt eilte die Coulissen anfertigen und zur richtigen Aufstellung aneinanderschließen zu lassen. Dadurch aber entstand ein so kostbares Schauspiel, daß man ihm dieses Mal wohl

die Großmuth zutrauen durfte, noch eine und die andere Million aus seiner Tasche zugeschossen zu haben. Zugleich ließ er den Kern der russischen Armee nach Kiew, Cherson und allen den Gegenden, welche die Kaiserin bereisen würde, abgehen, indem ungeheuere Angaben über die Zahl der russischen Truppen in Umlauf gesetzt wurden, über welche bei dieser Gelegenheit die Czarin und der als Reisegefährte erwartete Kaiser Joseph Musterung halten würden.

Folgen wir nun im Wesentlichen den Mittheilungen eines Augenzeugen, des damaligen französischen Gesandten am russischen Hofe, des geistreichen Grafen Ségur*), der wie der östreichische, Graf Cobenzl, und der englische Gesandte, Fitz-Herbert, in ihrem Gefolge diese interessante Reise mitmachen mußte.

Zuvörderst beginnt Ségur mit allgemeinen Bemerkungen über solche Schau- und Prunkreisen fürstlicher Persönlichkeiten.

„Nichts gleicht weniger — sagt er — gewöhnlichen Reisen, als die der Höfe. Wer allein reist, sieht Menschen, Gegenden, Gebräuche, Einrichtungen, wie sie sind; begleitet man aber einen Monarchen, so sieht man Alles

---

*) Dessen Memoiren.

vorbereitet, verstellt, geschminkt; Nichts ist natürlich; Alles trägt die Amtsmiene; in Wort und That findet sich nicht viel mehr Wahrheit, als in den von der Politik dictirten Manifesten. Vergebens wird angekündigt, es solle die zwangvolle Etikette von diesen großartigen Lustbarkeiten fern bleiben; man ist immer beengt, wo so auffallende Ungleichheit herrscht. Da geht es nicht an, sich aufzuhalten, wo man sich gefällt, zu treiben, was einem Vergnügen macht, zu ergründen, was nur im Fluge zu berühren vergönnt ist. Für den freien Reisenden gibt es tausend Gegenstände, die seine Neugierde, seine Wissenslust locken und befriedigen. Ist man aber im Gefolge eines Hofes, so wird dieser selbst der Mittelpunkt der allgemeinen Neugierde; der Hof, nicht das durchreiste Land ist das wahre Schauspiel; der Hof kommt nicht, die Bewohner der Provinz zu sehen, vielmehr drängen sich diese herbei, um am Ungewohnten die Blicke zu weiden, und der beständige Lärm freiwilliger oder bestellter Freudenbezeugungen läßt wenig Raum für den süßen Reiz der Unterhaltung und Beobachtung."

„Am 17. Januar speiste ich mit Herrn Fitz-Herbert und Graf Cobenzl bei dem östreichischen Consul zu Petersburg. Nach der Tafel fuhren wir nach Zarskoe-Selo ab, wo wir die Kaiserin gegen ihre Gewohnheit ziemlich

still und nachdenkend fanden. Es war ihr verdrüßlich, daß sie die jungen Großfürsten Alexander und Constantin nicht mitnehmen konnte. Sie waren unwohl, auch wollten ihre Eltern, der Großfürst Paul und seine Gemahlin, nicht einwilligen, was schon Anlaß zu Unannehmlichkeiten gegeben hatte. Ueberdem hatte der Kaiserin Lieblings-Adjutant und damalige Favorit, Graf Menomoff, ein wenig Fieber und Katharina, die so sehr vom Glück verzogen, von ihrer Macht verwöhnt war, erfuhr, daß ihre Wünsche nicht immer in Erfüllung gingen.

„Sie empfing uns gnädig, sprach aber wenig; wir mußten Lotto mit ihr spielen. Die Langeweile ließ mich fast einschlafen. Katharina, die es bemerkte, neckte mich damit und ich rächte mich dafür durch ein kleines Spottgedicht auf das Lotto, welches ich recitirte und damit wieder muntere Laune in den so verstimmt gewesenen Kreis brachte.

„Der Cirkel dauerte nicht lange; um 8 Uhr wurden wir entlassen. Wir versammelten uns darauf in den Gemächern des Grafen Cobenzl, waren aber nicht munter; die große Reise, deren Ankündigung unsere Erwartung so sehr gespannt hatte, schien uns jetzt, wo sie angehen sollte, lästig zu sein. Es war, als hätten wir ein Vorgefühl gehabt von den schweren Stürmen und schrecklichen Umwälzungen, die bald nachher eintraten. Zudem verließ Fitz-Herbert, der englische Gesandte,

Petersburg ungern. Sein melancholischer, jeden Zwang verabscheuender Charakter ließ diese Abneigung wohl erklären. Auch mußte er einen vertrauten Freund und eine Geliebte in Petersburg zurücklassen. Was mich betrifft, so war ich ziemlich beunruhigt durch mehrere aus Paris erhaltene Nachrichten, welche damals schon den baldigen Ausbruch der großen Revolution erwarten ließen, und meine Reise mußte meine Correspondenz unterbrechen, wo sie gerade auf dem Punkte stand, höchst wichtig zu werden. Graf Cobenzl, der östreichische Gesandte, war übrigens von uns Dreien der Einzige, der seine Heiterkeit behalten hatte. Der Hof war sein wahres Lebenselement, jeder Zwang der Etikette hatte für ihn einen besondern Reiz. Uebrigens waren wir Alle jung; im Frühlinge des Lebens lassen die Sorgen eben so wenig Spuren im Gemüth, als Falten auf der Stirn zurück. Unser Trübsinn war nur ein leichtes Gewölk; als wir am folgenden Morgen erwachten, war es mit den Träumen der Nacht verschwunden."

„Am 18. Januar 1787 brachen wir auf. In dem Wagen der Kaiserin waren außer ihr Fräulein Pretasow und Graf Menomoff, von denen sie sich nie trennte; dann Graf Cobenzl, der Oberstallmeister Fürst Narischkin und der Oberkammerherr Schuwalow. Im zweiten Wagen

waren Fitz-Herbert und ich nebst den Grafen Czernitscheff und Anhalt. Der ganze Zug bestand aus 14 Wagen und 124 Schlitten. Auf jeder Poststation erwartete uns ein neuer Vorspann von 500 Pferden. Bei 17 Grad Kälte waren die Straßen vortrefflich. Die Schlittenbahn trug dazu bei. Unsere Wagen waren auf Schleifen gesetzt und schienen zu fliegen. Wir hatten uns in weite Bärenpelze gehüllt und trugen bis über die Ohren gehende Mützen von Zobelpelz. So fühlten wir nichts vom Frost, wenn er auch über 20—25 Grad Kälte stieg. Die Jahreszeit brachte es mit sich, daß die Sonne erst spät aufging und nach sechs Stunden wieder verschwand und dem tiefsten Dunkel Platz machte. Der orientalische Luxus ließ es indeß an Licht nicht fehlen. In geringen Entfernungen zu beiden Seiten des Weges waren große Holzstöße aufgeschichtet; so wie sich der Reisezug der Kaiserin näherte, wurden diese Tannen- und Fichtenmassen angezündet und wir fuhren zwischen durch, beleuchtet von einer Helle, welche die Strahlen des Tagesgestirns nicht vermissen ließ. Die mächtige Autokratin des Nordens hatte ihren Willen ausgesprochen und dadurch wurde es Licht, mitten in der dunkelsten Nacht und in der endlosen Einöde der Steppe.

„Zweiundsiebenzig Werste von Petersburg hielten wir in einer erst kürzlich erbauten kleinen Stadt an, um zu speisen. Die Kaiserin war wieder heiter geworden und

sprach sehr gnädig mit mir über den Handelsvertrag, den ich zu Stande gebracht hatte.

„Ich würde eintönig werden, wollte ich jeden Ort, wo wir verweilten, genau beschreiben. Ich werde nur den Aufenthalt in den Städten beschreiben, deren Größe, Denkwürdigkeit, Glanz oder Geschichte diese besondere Erwähnung rechtfertigt.

„Die erste Zeit der Reise fiel in den Winter, welcher in diesem Jahre besonders strenge war. Wir durcheilten weite, mit Schnee bedeckte Flächen, Tannenwälder, deren eiscandirte Aeste im Wiederstrahl der Sonne wie Diamanten und Krystalle glänzten; über der ganzen Gegend lag sibirischer Frost; kein lebendes Geschöpf war im Freien zu sehen. Flüchtige Schlitten, welche die Erzeugnisse des Südens dem Norden zuführten, durchfurchten die unermeßlichen schneebedeckten Einöden; in unzähliger Menge dahingleitend, erschienen sie wie Flotten von leichten Barken, die Wogen eines unermeßlichen Eismeeres zu durchschneiden. Mit einiger Einbildungskraft kann man sich den sonderbaren Contrast denken, den mitten in diesem Schneeocean eine von hochlodernden Flammen erhellte Straße machen mußte, eine Straße, welche majestätisch und mit zahlreichem Gefolge die erlauchte Herrscherin eines großen Reiches, umgeben vom Luxus eines prachtvollen Hofes, durchzog. Kam man nahe an ein Dorf, an eine Stadt, so wechselten die Scenen. Bauern

und Bürger in zahllosen Haufen drängten sich herbei, ohne Scheu vor der Kälte, ihre Kaiserin mit lebhaftem Freudenruf begrüßend.

„Katharina suchte indeß ihre gewöhnliche Lebensweise auch auf der Reise beizubehalten. Sie stand um 6 Uhr auf, um mit ihren Ministern zu arbeiten; dann frühstückte sie und empfing uns. Um 9 Uhr wurde abgefahren, um 2 Uhr angehalten, um zu speisen. Nach Tische ging der Zug wieder weiter, bis 7 Uhr. Ueberall, wo man sich aufhielt, war ein Schloß oder doch ein elegantes Haus für die Kaiserin eingerichtet. Wir waren täglich bei ihr zur Tafel. Um 9 Uhr Abends zog sich die Monarchin zurück und arbeitete noch bis 11 Uhr. In den Städten wies man uns bequeme Wohnungen bei den angesehensten Einwohnern an, aber in den Flecken und Dörfern mußten wir in Bauernhütten übernachten, wo uns die Hitze von den ungeheuern Kachelöfen und der Dunst nicht schlafen ließen."

„Am zweiten Reisetage kam ich mit dem englischen Gesandten in den Wagen der Kaiserin zu sitzen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, munter und mannigfaltig. Katharina erzählte: Als sie gehört, man tadle sie, daß sie einem Schiffscapitain erlaubt habe, eine Negerin zu heirathen, da habe sie erwidert: „Seht Ihr denn nicht,

daß meine ehrgeizigen Absichten auf die Türkei dabei im Spiele sind? Es hat gewiß Aufsehen gemacht, daß die russische Marine sich mit dem Schwarzen Meere vermählt hat!"

„Sie gefiel sich darin, mit uns über die Barbarei, Weichlichkeit und Unwissenheit der Türken zu sprechen, von dem dumpfen Hinschlummern ihrer Sultane, deren Gesichtskreis auf die Mauern ihres Harems beschränkt sei. „Diese schwachköpfigen Despoten," sagte sie, „entkräftet durch die Wollüste des Serails, beherrscht von den Ulemas, Gefangene der Janitscharen, wissen nicht zu denken, noch zu sprechen, noch zu verwalten, noch zu kämpfen. Ihre Kindheit dauert ewig." — Nicht politische Gegenstände allein, sondern auch andere Fragen wurden von der Kaiserin mit vielem Takt und Verstand angeregt und durchgeführt. So verging uns der Tag sehr schnell und ehe wir es dachten, waren wir zu Pockhoff angekommen, wo Fürst Repnin, Gouverneur der Provinz, die Kaiserin und ihr Gefolge mit ziemlich großprahlerischer Pracht empfing.

„Dieser Mann war derselbe, der, wie früher erzählt ist, vor der Theilung Polens sich in Warschau mit so rohem und beleidigendem Uebermuthe benommen und dadurch den Russenhaß eines stolzen Volkes erregt hatte.

„Unter Anderem gab auch Katharina wieder einen Beweis von ihrer Prüderie, womit sie auf äußern Anstand hielt, den sie doch selbst so oft verletzte.

„Im Wagen mir gegenüber sitzend, äußerte sie den Wunsch, einige meiner kleinen Gedichte zu hören. Die zwanglose Vertraulichkeit, welche sie ihrer Reisebegleitung vergönnte, die Anwesenheit ihres jungen Günstlings, die Erinnerung an die, welche ihm vorhergegangen waren, ihre philosophische Denkungsart, ihre heitere Laune, ihr Briefwechsel mit Ligne, Voltaire und Diderot — wie viele Gründe für mich, zu erwarten, sie werde sich gewiß nicht verletzt fühlen durch Hersagung einer etwas freien Erzählung in Versen. Die, welche ich vortrug, war indeß immer noch in so anständigen Ausdrücken gehalten, daß zu Paris Damen von eben so viel Tugend als Liebenswürdigkeit nichts daran auszusetzen gefunden hatten. Aber zu meiner großen Verwunderung nahm plötzlich die freundliche Reisende eine majestätisch-ernste Miene an und ließ mich die Herrscherin merken, indem sie mich mit einer ganz außer dem Wege liegenden Frage unterbrach. Um ihr bemerklich zu machen, daß ich ihre Lection verstanden hatte, bat ich sie nach einigen Minuten um Erlaubniß, ein Gedicht von ganz entgegengesetzter Haltung vortragen zu dürfen, welches sie auch auf das Freundlichste genehmigte.

„Wir haben bei anderen Gelegenheiten schon die Erfahrung gemacht: Katharina wollte, daß man ihre Schwächen respectire; deshalb versäumte sie nie, den Schleier der Decenz und Würde darüber zu werfen.

„Die Monarchin wußte, daß man in Paris noch sehr mangelhafte Begriffe von Rußland hatte, daß Viele die Meinung unterhielten, es sei ein asiatisches, armes, in Unwissenheit und Barbarei versunkenes Reich; es war ihr auch nicht unbekannt, daß Friedrich II., dessen kaustisches Wesen ihre Eigenliebe oft verletzte, sich gefiel, mit bitterer Ironie von ihren Finanzen, ihrer Politik, von der schlechten Taktik ihrer Heere, der Knechtschaft ihres Volkes, der unsicheren Basis ihrer Macht zu sprechen. So kam es denn, daß sie oft, anspielend auf diese satyrischen Ausfälle, von ihrem unermeßlichen Reiche sich mit uns unterhielt, wobei sie es mit besonderer Betonung ihr kleines Hauswesen (petit ménage) nannte. — „Wie finden Sie mon petit ménage?“ sprach sie spöttelnd; „nicht wahr, es meublirt und vergrößert sich nach und nach? Viel Geld habe ich freilich nicht; aber es scheint mir doch, ich lege das wenige, worüber ich verfügen kann, ganz gut an.“

„Ein anderes Mal: „Ich wette, Herr Graf, Sie werden in diesem Augenblicke von den schönen Damen, von eleganten Leuten und Alles wissenden Gelehrten in Paris sehr beklagt, daß Sie im Lande der Bären unter einem ungeschlachten Volke mit einer langweiligen Czarin reisen müssen. Ich habe alle Achtung vor Ihren Gelehrten, ziehe aber für meinen Gebrauch die Ungelehrten

vor. Ich verlange nichts zu wissen, als was ich gerade bedarf, um mein kleines Hauswesen gut zu verwalten."

„Ich versetzte: Eure Majestät geruhen auf unsere Kosten zu scherzen. Sie wissen besser als sonst Jemand, wie man in Frankreich von Ihnen denkt. Voltaire ist wohl ein unverwerflicher Dolmetscher unserer Meinungen und Gesinnungen. Sie haben wohl eher Anlaß, unzufrieden zu sein über die eifersüchtigen Besorgnisse, welche die ungeheuere Ausdehnung Ihres kleinen Hauswesens bei den größten Mächten erregt."

— „Am sechsten Tage der Reise kamen wir nach Smolensk, einer Stadt, deren Andenken mit unaussprechlichen Zügen im Herzen der Franzosen geschrieben steht, deren Neuzeit (1813) durch die der großen Armee so verderblichen Kämpfe die Erinnerung an den außerordentlichen Mann, der im Laufe weniger Jahre den Ruhm des Gesetzgebers des Alterthums, die Heldenglorie Alexander's des Großen und Cäsar's, so wie das Mißgeschick Karl's XII. auf seinem Haupte vereinigt hat — stets bewahren wird.

„Wir hatten in 6 Tagen an 200 Stunden Weges zurückgelegt. Die Kaiserin war ermüdet und doch fehlte es ihr auf dieser langen Reise an keiner Art von Bequemlichkeiten; den Frost konnten wir kaum bemerken,

so achtsam war für Schutzmittel gesorgt; die Entfernungen kamen auf so herrlicher Schlittenbahn gar nicht in Anschlag; die langen Winternächte waren für uns nicht da, denn von dreißig zu dreißig Toisen brannten die schon erwähnten Holzstöße. Bedenkt man aber, daß überall Hof gehalten und repräsentirt werden mußte, daß öffentliche Anstalten zu besehen, Audienzen zu geben, Suppliken anzunehmen, Belohnungen zu ertheilen, Gnadenbeweise zu bewilligen, Mißbräuche zu entfernen waren, so darf man sich nicht wundern, daß die Kaiserin ein paar Augenblicke Ruhe suchte, besonders wenn sie auch während der Fahrt niemals ihre Regierungsarbeiten aussetzte. Sie verschwendete zudem an ihre Umgebungen die Schätze eines lebhaften Geistes und entfaltete beständig die gewinnende Grazie, deren Wirkung sie so sicher war — eine allerdings sehr liebenswürdige Art, sich zu beschäftigen, aber in der Länge nicht ohne Anstrengung durchzuführen. So kam es denn, daß die Kaiserin beschloß, drei Tage in Smolensk zuzubringen, wodurch unsere Ankunft in Kiew, wo uns eine Menge angesehener Reisender erwartete, um eben so viel verzögert wurde.

„Ueberall befragte die Kaiserin, weit entfernt, sich auf gewöhnliche Phrasen zu beschränken, mit Sorgfalt und Genauigkeit die Grundbesitzer, die Behörden und Kaufleute über ihre Lage, ihre Mittel, ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse. Auf diese Art machte sie sich beliebt

und verschaffte der Wahrheit einen Weg, zu ihr zu gelangen, um die enormen Mißbräuche aufzudecken, die ihr zu verbergen die Behörden und viele andere Personen Interesse hatten.

„Man erfährt auf diese Weise," sprach die Kaiserin, „auch mehr, als wenn man sich an die Gelehrten wendet, die nur Theorieen haben und sich schämen würden, Ihnen nicht mit lächerlicher Bestimmtheit über Dinge zu antworten, wovon sie keine positive Kenntniß haben. Wie sehr beklage ich diese armen Gelehrten; sie wagen nie die vier Worte auszusprechen: ich weiß es nicht, die für uns andere Ignoranten so bequem sind und die uns bisweilen vor gefährlichen Entschlüssen und Entscheidungen bewahren; denn im Fall des Zweifels ist es besser, gar nichts, als Uebles zu thun."

„Mit Geist sprach sie auch über die französischen Philosophen, mit denen sie im lebhaftesten Briefwechsel stand. So unter Anderm erzählte sie von Diderot, der auf ihre Einladung nach Petersburg gekommen war: „Er gefiel mir durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Originalität seines Genies und durch seine kräftige, hinreißende Beredtsamkeit. Ich unterhielt mich oft und lange mit ihm, aber mit mehr Neugier als Nutzen. Wenn ich ihm geglaubt hätte, so wäre in meinem Reiche Alles auf den Kopf gestellt worden: Gesetzgebung, Verwaltung, Politik, Finanzen — Alles würde ich umgestürzt haben,

um unausführbare Theorieen an deren Stelle zu setzen. Da ich inzwischen mehr ihn anhörte, als sprach, so würde ein Zeuge, der uns zusammen gefunden hätte, ihn für einen strengen Erzieher und mich für eine folgsame Schülerin gehalten haben. Wahrscheinlich glaubte er das selbst; denn als er nach einiger Zeit sah, daß in meiner Regierung keine großen Neuerungen in seinem Sinne eintraten, so bezeigte er mir seine Verwunderung darüber mit einer Art mißvergnügten Stolzes und äußerte sich in diesem Sinne. Da konnte ich es denn doch nicht unterlassen, ihm ganz offen zu sagen: Ich habe mit dem größten Vergnügen Alles angehört, was Ihr glänzender Geist Ihnen eingegeben; aber mit allen Ihren hohen Grundsätzen, die ich recht wohl begreife, macht man schöne Bücher, aber schlechte Geschäfte. Sie vergessen bei allen Ihren Reformplänen den Unterschied der Stellungen von uns Beiden. Sie arbeiten nur auf dem Papier; dieses aber ist geduldig, es ist glatt und biegsam und stellt weder Ihrer Einbildungskraft, noch Ihrer Feder Hindernisse entgegen, während ich arme Kaiserin auf der menschlichen Haut arbeite, die ganz anders reizbar und kitzlich ist. — Seitdem besprachen wir wohl seine Philosophie, aber von Politik war zwischen uns nie wieder die Rede."

„So wußte die Kaiserin jedem Gespräche die geistvolle Seite abzugewinnen und ihr wunderbares Genie würzte jede Unterhaltung mit einem unnennbaren Reiz.

„So wie man Kiew näher kam, fühlte man sich von der Ehrfurcht durchdrungen, die stets die Ueberreste einer großen Vorzeit einflößen. Die malerische Lage dieser Stadt erhöhte noch den Eindruck. Beim Anblick derselben erinnerte man sich, daß sie die gebrechliche Wiege eines unermeßlichen Reiches gewesen ist, das, lange in tiefe Finsterniß versunken, sich seit einem Jahrhundert so riesenmäßig erhoben hat.

„Als wir die Lage und Umgegend dieser Hauptstadt gesehen hatten, wollte die Kaiserin wissen, welchen Eindruck sie auf Jeden von uns dreien Gesandten gemacht habe. Auf die Frage: „Wie gefällt Ihnen Kiew?“, die sie nach und nach an Jeden von uns richtete, erwiderte Graf Cobenzl im Tone des Enthusiasmus: „Gnädigste Frau, es ist die schönste, imposanteste Stadt, die ich je gesehen.“ Der englische Gesandte, Fitz-Herbert, antwortete auf dieselbe Frage: „In der That, es ist ein trauriger Ort. Man sieht dort nur Ruinen und Unfertiges.“ Und meine (des Grafen Ségur) Antwort war: „Kiew bietet uns zugleich das Andenken und die Hoffnung einer großen Stadt.“ Katharina belustigte sich über die Verschiedenheit dieser Urtheile.

„Man hatte für die Kaiserin ein geräumiges, elegantes Palais erbaut und dieses reich meublirt. Dort nahm sie die Huldigung der Geistlichkeit, der Behörden, des Adels und der Fremden an, die sich zu Kiew in

großer Anzahl versammelt hatten, durch den Glanz und die Neuheit des Schauspiels angezogen, das dort den Blicken dargeboten werden sollte. Wirklich sah das Auge dort zugleich einen glänzenden Hof, eine erobernde Kaiserin, einen reichen und kriegerischen Adel, stolze Fürsten und Große, Kaufleute mit langen Röcken und Bärten, Officiere von allen Waffengattungen, die Kosaken vom Don, reich auf asiatische Weise gekleidet, Tataren, einst die Beherrscher Rußlands, jetzt demüthig dem Joche einer Frau und Christin unterworfen, einen Fürsten von Georgien, der zu den Füßen des Thrones den Tribut von Colchis und Phasis niederlegte, verschiedene Gesandte von zahlreichen Stämmen der Kirgisen, eines nomadischen, kriegerischen, oft besiegten und nie gebändigten Volkes, endlich die wilden Kalmücken, das wahre Abbild der Hunnen. Der ganze Orient schien herbeigeströmt zu sein, um die neue Semiramis zu sehen, die zugleich die Huldigung der Monarchen des Occidents empfing. — Es war wie ein magisches Theater, wo sich die Huldigungen des Alterthums mit der neuen Zeit, die Civilisation mit der Barbarei zu mischen schienen; es war der auffallendste Contrast der verschiedensten Sitten, Figuren und Trachten."

„Unter den vielen Fremden, die zu Kiew anwesend waren, erregte besonders der bekannte russische General

Suwarow meine Aufmerksamkeit. Durch Geschicklichkeit und Vertrauen, das er den Soldaten einzuflößen wußte, hatte er das Mittel gefunden, in einer unumschränkten Monarchie schnell zu steigen, ob er gleich ohne Vermögen war und aus einer Familie herstammte, die nicht in Ansehen stand. Jeden Grad seines schnellen Avancements hatte er mit dem Degen erfochten; jedes Mal, wenn es ein gefahrvolles Unternehmen galt, wenn eine schwierige Ordre zu vollziehen war, ein kühnes Wagstück versucht werden sollte, war Suwarow's Name der erste, der seinen Oberen einfiel. Da er aber seit den ersten Schritten auf seiner ruhmvollen Laufbahn ein Gegenstand der lebhaftesten Eifersucht mehrerer Hofleute und Günstlinge geworden war, die mächtig genug waren, sich seinem fernern Emporschwingen entgegenzusetzen, so faßte er den sonderbaren Entschluß, sein ausgezeichnetes Verdienst hinter den seltsamsten Formen der Thorheit zu verstecken.

„Nichts war lichtvoller, als seine Pläne, nichts gründlicher, als seine Uebersichten, nichts schneller, als seine Handlungen; aber im gewöhnlichen Leben hatten seine Handlungen, seine Haltung und Geberden einen solchen Anstrich von Originalität und man kann wohl sagen von Narrheit, daß die Ehrgeizigen aufhörten ihn zu fürchten, da sie ihn für ein nützliches Werkzeug zum Handeln, zum Eindruck machen hielten, aber für unfähig, ihnen zu schaden und ihnen den Genuß der Ehren-

bezeigungen, des Ansehens und der Macht streitig zu machen.

„Suwarow, voll Achtung gegen seine Chefs, leutselig gegen seine Soldaten, war gegen seines Gleichen unhöflich, stolz, ohne Lebensart. Er setzte diejenigen, die ihn nicht kannten, durch seine vielen und schnellen Fragen, die er an sie richtete, als wenn er das Recht habe, sie einem Examen zu unterwerfen, in Erstaunen und Verlegenheit. Es war seine Art, einen Menschen mit einem Blicke kennen zu lernen. Diejenigen, die er dadurch in Verlegenheit setzte, achtete er nicht; aber von dem, der ihm gut und bestimmt antwortete, faßte er eine günstige Meinung. In Petersburg hatte ich diese Erfahrung gemacht. Meine lakonischen Antworten hatten ihm gefallen und während seines kurzen Aufenthalts hatte er oft bei mir gespeist.

„Ich fragte ihn einst, ob es wahr sei, daß, wenn er bei der Armee sei, er fast niemals schlafe, die Natur beherrsche und, ohne es nöthig zu haben, auf Stroh schlafe, nie seine Stiefeln ausziehe und seine Waffen ablege. Er antwortete: „Ja, ich hasse die Trägheit, und damit ich nicht fest einschlafe, habe ich an mein Zelt einen sehr pünktlich krähenden Hahn angebunden, um mich früh zu wecken, und will ich mich zuweilen der Bequemlichkeit überlassen und besser ruhen, so schnalle ich einen meiner Sporen ab.“

„Als Suwarow zum Reichsmarschall ernannt war, machte er seinen Soldaten seine Beförderung auf folgende originelle Weise bekannt. Er ließ in der Kirche so viele Stühle aufstellen, als er Generale im Avancement übersprungen hatte; dann erschien er in einer einfachen Weste und sprang über alle Stühle hinweg; hierauf ließ er sich seine große Reichsmarschall-Uniform bringen, zog sie an, legte alle seine vielen Orden an, nachdem er durch das Ueberspringen der Stühle zu erkennen gegeben, daß er alle seine Vorgänger übersprungen habe. Alsdann lud er mit Würde die Priester ein, dieses Ereigniß durch ein Tedeum zu feiern.

„Man erzählte noch mehrere Sonderbarkeiten von diesem tapferen General, die aber hier mitzutheilen zu weit von der Reise der Kaiserin Katharina ableiten würde."

„Fürst Potemkin war immer abwesend, um Vorbereitungen zu dem glänzenden Schauspiel zu treffen, das er seiner Monarchin geben wollte, wenn sie sein Gouvernement betreten würde. Während seiner Abwesenheit wagte man nicht, ihn zu tadeln; der Neid, anstatt ihn öffentlich anzugreifen, suchte aber von allen Seiten heimlich seine Stellung zu unterminiren, indem man bei jeder Gelegenheit einige Unzufriedenheit über

seine eigensinnige Administration und über den Stolz und die Ungerechtigkeit des mächtigen Günstlings gegen die Kaiserin äußerte. Der Marschall Romanzoff war der einzige, der mit Würde und Offenheit seine Beschwerden und seine Unzufriedenheit über Potemkin aussprach.

„Bald kam indeß der Fürst Potemkin am Hoflager der Kaiserin an, und nun hörte man nichts als sein Lob und sah nichts als Huldigungen, die ihm mit der niederträchtigsten, unterwürfigsten Schmeichelei gebracht wurden.

„Mit ihm war auch der Fürst von Nassau angekommen. Auch kam der geistreiche Fürst von Ligne von Wien zurück und brachte wieder Leben in den geselligen Kreis des Hofes.

„Ein- oder zweimal in der Woche hielt die Kaiserin großen Hof und ein Mal um das andere gab sie schöne Bälle und große Concerte. An den andern Tagen bestand ihre Tafel nur aus acht bis zehn Couverts. Die drei Botschafter, welche sie begleiteten, nahmen daran beständig Theil, so wie auch der Fürst Ligne und oft der Fürst von Nassau. Wir brachten alle Abende bei ihr zu, wo sie dann keinen Zwang und keine Etikette duldete. Die Kaiserin war dann verschwunden und man sah nur die liebenswürdige Frau. Man erzählte Geschichten, spielte Billard und sprach über schöne Literatur.

„Die Gesellschaften in Kiew gewährten drei verschiedene Bilder. Bei der Kaiserin sah man nur abwechselnd entweder den glänzendsten Hof, oder die ausgesuchteste, heiterste Gesellschaft. Von dem Hause, worin Graf Cobenzl, Fitz-Herbert und ich die Honneurs machten, hätte man sagen können, daß es ein europäisches Kaffeehaus sei. Es wurde nie leer; man fand hier Männer von allen Nationen, hörte die Sprachen aller Länder, speiste hier Gerichte und genoß Früchte und Weine, die aus allen Weltgegenden zusammengebracht waren. Hier wurden alle Spiele gespielt; man brachte die Zeit mit allgemeinen Gesprächen oder Privatunterhaltungen jeder Art hin. Die Kaiserin duldete nicht, daß irgend Einer von uns etwas für seine Bedürfnisse verausgabte. Wurden von uns Diners gegeben, so lieferten die kaiserliche Küche und Kellerei die Speisen und Getränke in verschwenderischer Fülle und das Hofmarschallamt schickte unverlangt die Bedienung.

„So hatten wir auf der ganzen Reise keine Ausgaben, als die Geschenke und Trinkgelder, die wir freilich nicht spärlich austheilten."

„Wenn man sich dagegen zu Potemkin in das Petscheskoi'sche Kloster, wo dieser seine Wohnung genommen hatte, begab, so schien man dort der Audienz

eines türkischen Veziers beizuwohnen, indem große Stille und eine Art von Furcht dort herrschten. Entweder aus natürlicher Indolenz oder aus affectirtem Stolze war dieser große und eigensinnige Liebling Katharinens, nachdem er einige Male in großer Feldmarschallsuniform am Hofe erschienen, und mit diamantenen Orden, mit Stickereien und Spitzen überladen war, frisirt mit Locken, gepudert wie unsere ältesten Hofleute — in seiner glänzend eingerichteten Wohnung im Kloster gewöhnlich im Schlafpelze anzutreffen; mit bloßem Halse, halb entblößten Füßen, die in weiten Pantoffeln steckten, in schlichten, ungekämmten Haaren, nachlässig ausgestreckt, auf einem großen Divan ruhend und umgeben von einer Menge von Officieren und den Großen des Reichs. Selten lud er Jemand ein, sich zu setzen, und fast immer stellte er sich, als ob er mit einer Partie Schach zu sehr beschäftigt sei, um die Russen und die Fremden, die in's Zimmer traten, zu bemerken.

„Mir waren alle seine Sonderbarkeiten bekannt — erzählt Graf Ségur — da aber fast Niemand von der intimen Familiarität, die zwischen mir und diesem sonderbaren Günstling entstanden war, Kenntniß hatte, so befand sich meine Eigenliebe in einiger Verlegenheit, wenn ich mir dachte, daß der französische Minister so gut wie alle andern Anwesenden von seinem Stolz eine Zurücksetzung zu erfahren haben könnte. Als man mich

daher bei dem Fürsten im Kloster gemeldet hatte und ich sah, daß er gar keine Notiz von mir nahm, und selbst nicht einmal die Augen von seinem Schachbrett aufschlug, umfaßte ich seinen Kopf mit beiden Händen, umarmte ihn und setzte mich ohne Umstände neben ihn auf den Divan. Diese Vertraulichkeit setzte alle Anwesenden in das höchste Erstaunen. Da sie aber sahen, daß Potemkin mein Benehmen ganz in der Ordnung fand, so erhöhte dieser Umstand die Achtung der Höflinge gegen mich.

„An den Tagen, wo er in seinem Kloster keine öffentlichen Audienzen gab, oder, um richtiger zu reden, keinen asiatischen Hof hielt, sah ich ihn mit wahrem Vergnügen in der traulichen Umgebung seiner liebenswürdigen Nichten und einiger näherer Freunde. Dann war er ein ganz anderer Mensch, zwar immer Original, aber doch im Stande, durch eine pikante und geistvolle Unterhaltung ein lebhaftes Interesse zu erwecken."

„Der Winter war vorüber, der Dnieper vom Eise frei; die Kaiserin gab Befehl zur Abreise und vertheilte, nachdem sie im Petscheskoi'schen Kloster ihre Andacht verrichtet hatte, eine Menge Gnadenbezeigungen, Diamanten, Orden und Perlen. Bei dieser Gelegenheit sagte der Fürst von Ligne: „Die Cleopatra des Alterthums

verschuldete die Perlen, die Cleopatra von Kiew verschenkt sie in noch weit reichlicherem Maße."

„Am 1. Mai schiffte sich die Kaiserin auf ihrer Galeere ein, in Begleitung der prächtigsten Flotte, die jemals ein großer Fluß getragen hat. Sie bestand aus achtzig Fahrzeugen mit einer Bemannung und Garnison von 3000 Mann. An der Spitze dieser Flotte befanden sich sieben Galeeren von der elegantesten Form und Ausschmückung, dabei von majestätischer Größe und schön angemalt; dazu mit zahlreichen, gut gekleideten und bewaffneten Mannschaften besetzt, alles ausgesuchte schöne und kräftige Leute. Gold und Seide schimmerten in den prächtigen auf den Verdecken errichteten Zelten.

„Eine dieser Galeeren, welche nach der der Kaiserin kam, nahmen der östreichische und der englische Gesandte ein, eine zweite war für den Fürsten von Ligne und mich bestimmt. Die andern Galeeren waren für den Fürsten Potemkin und die andern Großen der kaiserlichen Suite bestimmt. Auf die übrigen Fahrzeuge der Flotte waren geringere Officianten, Officiere, Bagage und Munition vertheilt.

„Fräulein Pretasow und der junge Favorit der Kaiserin, Graf Menomoff, befanden sich auf der Galeere der Kaiserin.

„Jeder von uns hatte ein Zimmer und ein Cabinet, mit der höchsten Pracht und Eleganz ausgestattet, mit

einem bequemen Divan, einem vortrefflichen Bett, einem Mahagoni-Secretair u. dgl. m. Jede Galeere hatte ihr Musikchor. Eine Menge von Schaluppen und Kähnen schwamm unaufhörlich auf dem breiten, gewaltigen Strom um diese Flotte, die den Wunderschöpfungen aus der Feeenwelt glich.

„Unsere Fahrt ging nur langsam vorwärts. Wir legten oft an und benutzten dann die Stunden des Stilliegens, um in kleinen Boten zu rudern und an den Ufern des Flusses oder auf den grünen Inseln, mit denen sein Lauf besäet ist, spazieren zu gehen.

„Ein unermeßlicher Zulauf des Volkes begrüßte die Kaiserin mit seinen lärmenden Acclamationen in dem Augenblick, wo man unter dem Donner der Kanonen die Matrosen ihrer majestätischen Escadre mit ihren gemalten und glänzenden Rudern taktmäßig die Gewässer des Borysthenes schlagen sah.

„An den Ufern des Flusses kam aus allen Theilen des Reiches eine Menge Neugieriger, die sich unaufhörlich erneuete, um den Glanz unseres Zuges zu bewundern und ihrer Souverainin die Producte der verschiedenen Klimate ihres Reiches darzubringen.

„Oft sah man leichtere malerische Kosakencorps in den Ebenen, welche der Dnieper bespült, auf ihren kleinen, aber gewandten Pferden manövriren.

„Die Städte, Dörfer, Landhäuser und Hütten waren

dermaßen mit Ehrenpforten, Blumengehängen und Kränzen und architektonischen Decorationen überladen, verschönert und unkenntlich gemacht, daß sie unsern Augen wie schnell erbaute schöne Städte, Paläste und Gärten erscheinen mußten.

„Der Schnee war geschmolzen. Ein herrliches Grün bedeckte die Wiesen und Wälder, mit Blumen geschmückt. Die glänzenden Strahlen der Sonne belebten, färbten und beseelten alle Gegenstände.

„Indem die Luft von den Harmonieen der Musikchöre unserer Galeeren ertönte, belebten die verschiedensten orientalischen Kleidertrachten der Zuschauer längs des Ufers diese reichen und mannigfaltigen beweglichen Gemälde. Als wir uns späterhin einigen großen Städten näherten, sahen wir vor ihnen Schaaren von Korntruppen aufgestellt, die sich durch die Schönheit ihrer Waffen und ihrer reichen Uniformen auszeichneten. Der Contrast ihrer prächtigen Haltung und der Entblößung der tapfern Regimenter des Feldmarschall Romanzoff vom Nothwendigsten der Bekleidung war um so auffallender. Man erkannte daraus, daß man sich im Gouvernement des mächtigen Günstlings befand, der alle Schätze des Reichs auf die Täuschung der Kaiserin über den Wohlstand, den dieses Gouvernement seiner Verwaltung zu danken habe, verwendete.

„Alle Elemente der schönen Jahreszeit, der Natur

und Kunst schienen sich zu vereinigen, um diesem mächtigen Favoriten den Triumph zu sichern. Er hoffte, indem er seine hohe Gebieterin mit allen Täuschungen glänzender Eroberungen umgab, ihren Ehrgeiz aufzureizen, immer noch neue zu versuchen.

„Unsere Vormittage hatten wir alle frei. Wir brachten sie angenehm mit Lectüre, Gesprächen und Besuchen von einer Galeere auf die andere hin, oder machten Spaziergänge am Ufer des Flusses. Um ein Uhr begaben wir uns täglich auf die Galeere der Kaiserin, wo wir mit ihr speisten. Ihre Tafel überstieg in der Regel nicht zehn Couverts. Nur einmal in der Woche lud sie Alle, die die Ehre hatten, sie begleiten zu dürfen, bei sich ein. Alsdann war die Tafel auf der großen Galeere, wo sechzig Couverts ohne Schwierigkeit gestellt werden konnten."

15.

Fortsetzung. Der Reisebesuch des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, bei der Kaiserin.

„Am fünften Tage nach unserer Abreise — erzählt Ségur weiter — hatten wir die Stadt Kanieff erreicht, wo der König von Polen mit seinem Hofe uns erwartete.

„Hier war es, wo die Zusammenkunft zwischen Stanislaus Poniatowsky und Katharina stattfinden

sollte. Diese Zusammenkunft war merkwürdig. Vor fünfundzwanzig Jahren Beide durch ihre Grazie und durch ihre gegenseitige Liebe an einander gefesselt, und jetzt Beide so sehr verändert in so langer Zeit in ihrem Aeußeren, wie in ihren Gesinnungen!

„In dem Augenblicke, wo der Fürst von Ligne und ich Zeuge von dieser theatralischen Zusammenkunft sein wollten, an welcher die Politik größern Antheil hatte als die Freundschaft, konnten wir nicht umhin, über die Traurigkeit und Eifersucht zu lächeln, welche der junge Favorit Menomoff bei dem Näherrücken des tête-à-tête, das der Liebe so fremd geworden war, empfand oder zu empfinden sich stellte. Es war offenbar, daß Stanislaus, dessen Krone auf seinem Haupte nur noch unsicher schwebte, blos aus Besorgniß und aus Interesse von seiner hohen Beschützerin die Gunst einer kurzen Zusammenkunft erbeten hatte. Und dieses mehr diplomatische als empfindsame Rendezvous hatte ihm nur kaltes Wohlwollen zugestanden.

„Unsere Flotte stellte sich, alle Schiffe flaggend, vor den Mauern von Kanieff auf, dessen Häfen und Ebenen von dem Glanz der Waffen prächtig gekleideter polnischer Schaaren schimmerten.

„Die Artillerie von der Flotte und den Wällen der Stadt verkündete mit Kanonendonner die Annäherung der beiden Monarchen. Katharina schickte auf einer ge-

schmückten Schaluppe mehrere ihrer Großofficiere ab, um den König von Polen zu bewillkommnen. Dieser Fürst der, um lästige Etikette zu vermeiden, in Incognito reisen zu müssen glaubte, sagte zu ihnen: „Meine Herren, der König von Polen hat mir aufgetragen, Ihnen den Grafen Poniatowsky zu empfehlen.“ Als er die kaiserliche Galeere bestiegen hatte, drängten wir uns in einen Kreis um ihn herum, aus Neugierde, um von dem ersten Gruße Zeugen zu sein und die ersten Worte dieser hohen Personen bei einer Zusammenkunft zu hören, die so verschieden von derjenigen war, wo sie durch Liebe vereinigt, durch Eifersucht getrennt und durch den Haß verfolgt sich ehemals gesehen hatten. Aber unsere Erwartungen wurden beinahe gänzlich getäuscht; denn nach einer gegenseitigen ernsten, majestätischen und kalten Begrüßung gingen sie, nachdem Katharina dem König Stanislaus die Hand geboten hatte, in ihr Cabinet, wo sie eine halbe Stunde allein blieben.

„Nach Beendigung dieses tête-à-tête, das gewiß für beide Theile gleich genant gewesen war, kamen ihre Majestäten wieder zu uns. Da wir nun nichts mehr davon hatten hören können, so suchten unsere neugierigen Blicke ihre Gedanken in ihren Gesichtszügen zu lesen; aber diese Lectüre auf ihren Stirnen ließ mich nichts weiter als ein leichtes Gewölk darauf erkennen. In den Zügen der Kaiserin bemerkte man

eine leichte Verlegenheit und ungewohnten Zwang, und in den Augen des Königs einen gewissen Ausdruck von Trauer, den ein affectirtes Lächeln nicht ganz verwischen konnte. Der König sprach sehr höflich mit Allen von uns, die er kannte und die Kaiserin stellte ihm die Andern vor. Ich wurde von ihm sehr gnädig empfangen. Es war Alles berechnet worden, um in einem Tage keine Leere zu lassen, den man von beiden Seiten gleich sehr abzukürzen wünschte. Bald bestieg man schöne Schaluppen, um sich nach der Tafel-Galeere zu verfügen. Man konnte nicht leicht eine köstlichere, reicher besetzte Tafel sehen.

„Zur Rechten der Kaiserin saß der König, zur Linken der östreichische Botschafter. Der Fürst Potemkin, Fitz-Herbert und ich saßen ihren Majestäten gegenüber. Man sprach wenig, aß wenig und blickte sich gegenseitig viel und beobachtend an. Man hörte schöne Musik und die Gesundheit des Königs wurde unter dem Donner der Kanonen ausgebracht.

„Bei Aufhebung der Tafel nahm der König dem Pagen, der den Fächer und die Handschuhe der Kaiserin trug, diese ab und überreichte sie derselben. Als sich darauf Stanislaus nach seinem Hut umsah, ließ ihn sich Katharina bringen und überreichte ihm denselben. Der König bemerkte dankend darauf: „Ah, Madame, Sie haben mir einen weit schönern gegeben.“

„Mit diesem kalten und herzlosen Wechsel von Galanterieen schloß die Tafel.

„Man fuhr nun wieder nach der kaiserlichen Galeere zurück. Der Cirkel am Hofe, der nun folgte, war von kurzer Dauer. Um acht Uhr beurlaubte sich der König und fuhr wieder nach Kanieff zurück.

„Sobald die Sonne der Dunkelheit gewichen war, leuchtete der Berg von Kanieff in hellen Flammen. Es waren die Seitengeländer des Berges mit schlängelnden Gräben versehen worden, die mit leicht brennbaren Stoffen angefüllt waren. Sobald diese angezündet wurden, flammte der Berg wie ein Vesuv mit seinen Lavaströmen, indem gleichzeitig auf dem Gipfel Feuergarben von hunderttausend Raketen in die Luft stiegen. Der Glanz dieses Feuermeers wurde noch dadurch erhöht, daß er sich in den Gewässern des Borysthenes abspiegelte. Auch unsere Flotte war prachtvoll erleuchtet, so daß es an diesem Abende in unserem Gesichtskreise keine Nacht gab.

„Der König gab einen glänzenden Ball in Kanieff und hatte uns sämmtlich eingeladen. Die Kaiserin aber wollte demselben nicht beiwohnen. Stanislaus hatte sie auf das Inständigste gebeten, ihren Aufenthalt nur um vierundzwanzig Stunden zu verlängern; aber umsonst, denn die Zeit der Gunst für ihn war vorüber. Katharina erwiederte, daß sie durch diesen Aufschub den Kaiser

(Joseph II.), mit dem sie zu Cherson zusammentreffen sollte, auf sich warten zu lassen fürchte. Wir setzten daher am folgenden Tage unsere Reise fort.

„So endigte eine Zusammenkunft, die ungeachtet ihrer theatralischen Pracht ihre Stelle mehr in der Geschichte, als in einem Romane einnehmen könnte; denn sie wurde sicher nicht durch gegenseitige liebevolle Gesinnungen verschönert.

„Obwohl die Reise des Königs von Polen in dem Herzen der Kaiserin die längst erloschene Zuneigung nicht wieder erwecken konnte, so war sie doch für Stanislaus Poniatowsky nicht ganz ohne Nutzen. Die Kaiserin, gerührt durch seine Nachgiebigkeit und seine unglückliche Lage, befreite ihn durch ihren Einfluß von den Intriguen einer Oppositionspartei, indem sie ihn gegen die Angriffe seiner Feinde unterstützte. Sie gab ihm die Decoration des St. Andreas-Ordens und mit ihrer Genehmigung schmückte der König den General Engelhard, einen Neffen des Fürsten Potemkin, mit dem weißen Adlerorden."

Fortsetzung der Reise. Kaiser Joseph II. als Reisegefährte Katharinens.

„Als Stanislaus von Kanieff abreiste, ging er schnell dem Kaiser Joseph entgegen, in der Hoffnung, sich sein

Wohlwollen zu erwerben und die Gefahren von sich abzuwenden, die ihn die Macht und der Ehrgeiz dieses furchtbaren Gegners fürchten ließ, der schon den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, Galiziens Gränzen zu erweitern. Der Kaiser empfing ihn sehr gut und erklärte ihm, daß er eine neue Theilung Polens nicht mehr zu fürchten habe, er, der Kaiser, würde sich etwaigen Gelüsten anderer Mächte darauf entschieden widersetzen. — Eitles Versprechen! Stanislaus bemerkte die Gefahr nicht, ehe es zu spät war. Den Staaten gibt nichts Sicherheit als ihre Macht. Die Schwäche Polens war längst anerkannt und so erfolgte denn wieder die dritte Theilung Polens.

„Wir setzten unsere Fahrt fort auf dem Dnieper, von Kanieff aus, nur bisweilen durch widrige Winde aufgehalten, so daß wir erst am 10. zu Kremmentschuck ankamen.

„Der traurige Aufenthalt in Kiew, die Strenge der Witterung, und vorzüglich die Laune des Feldmarschalls Romanzow hatten Katharinens natürlichen Frohsinn etwas herabgestimmt. Als sie zu Kremmentschuck an's Land stieg, stellte sich ein ganz anderes Schauspiel ihren Blicken dar. Der die Natur vom neuem verjüngende Frühling gab den Gegenständen ein festliches Ansehen und der Reiz des ersten Grüns verschönerte Alles, selbst die Moräste.

„Ein schönes Haus, groß und geräumig, ganz im Geschmack der Kaiserin neu erbaut und eingerichtet, ein großer englischer Garten, in welchen die Zauberkunst des Fürsten Potemkin große Bäume hatte versetzen lassen, eine köstliche Aussicht, welche Schatten, Blumen und Wasserpartieen in der Perspective angenehm belebte; an 12,000 neu equipirte und gekleidete Truppen, der ganze versammelte und reich gekleidete Adel des Gouvernements, die aus allen Gegenden des Reichs herbeigeströmten Kaufleute und endlich das Vergnügen, nach einer drei=monatlichen Unbeweglichkeit sich wieder frei in der Natur bewegen zu können und sich endlich bald am Ziele dieser großen Reise zu sehen, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, das waren die Vorspiele der neuen Scene, von denen ich Zeuge sein sollte. Katharinens Zufriedenheit, die täglich durch neue Gegenstände erhöht wurde, offenbarte sich gegen Jedermann. Der Fürst Potemkin, in jeder Hinsicht außerordentlich, zeigte sich in seinem Gouvernement eben so thätig, als er in Petersburg indolent erschien. Alle Mittel, welche seine glänzende Einbildungskraft, seine unbegränzte Macht, seine colossalen Geldmittel und die genaue Kennt=niß des Charakters und der Neigungen seiner hohen Gebieterin an die Hand geben konnte, um ihren Kopf zu begeistern, ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, wur=den mit einer unbegreiflichen Kunst angewendet. Er

verstand durch eine Art von Wunder gegen alle Hindernisse anzukämpfen, die Natur zu besiegen, die Entfernungen abzukürzen, das Elend zu schmücken, das Auge, rücksichtlich der Entfernungen der Sandebenen und in der Weite der Wege, zu täuschen, auch den unfruchtbarsten Wüsteneien einen Anschein von Leben zu geben. Jede Station war berechnet, um auch die mindeste Ermüdung zu vermeiden; er sorgte dafür, daß die Flotte nur vor den Städten, welche eine pitoreske Lage hatten, anlegte. Unermeßliche Horden weideten auf den Wiesen und Gruppen von Landleuten bedeckten die Gegenden, die sonst unabsehbare Einöden waren. Unaufhörlich umschwärmte uns ein zahlloser Haufen von Kähnen mit jungen Burschen und Mädchen, die landesübliche Lieder sangen. Nichts war vergessen. Man muß gestehen, daß wenn dieser Premierminister ein mittelmäßiger General, ein eigensinniger Diplomat und bei weitem kein großer Staatsmann war, er wenigstens der größte und geschickteste Hofmann war. Wenn man auch Alles das wegnimmt, was in seinen Schöpfungen künstlich war, so bleibt doch auch etwas Reelles.

„Als er sein ungeheures Gouvernement in Besitz genommen hatte, zählte es nur 204,000 Einwohner und unter seiner Administration stieg in wenigen Jahren die Bevölkerung auf 800,000 Seelen; immer noch eine geringe Zahl für eine Provinz von 200 Lieus Länge

und 100 L. Breite. Dieser Zuwachs bestand aus russischen, polnischen und deutschen Colonisten und dort angesiedelten russischen Invaliden. Ein Franzose, der sich seit drei Jahren in jener Gegend niedergelassen hatte, sagte mir, daß er alljährlich bei seiner Durchreisung der Provinz unerwartet neu erbaute, reinliche Dörfer fände, wo er noch im Jahr zuvor nichts als endlose Wüsten gefunden habe.

„Der Fürst gab uns zu Kremmentschuck das Schauspiel eines großen Manövers, an welchem 45 Escadrons und eine zahllose Infanterie Theil nahmen. Ich habe wenig Truppen gesehen, die schöner waren und eine bessere Haltung hatten. Als die Kaiserin nach dem Manöver dem Fürsten ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen gab, sagte sie mit einer vom Herzen kommenden Freude zu ihm: „Von Petersburg bis nach Kiew habe ich geglaubt, daß die Kraft meines Reichs abgespannt und abgenutzt sei, hier finde ich sie in ihrer ganzen Kraft und Stärke wieder."

„Nachdem die Kaiserin, wie es ihre Gewohnheit war, die sie nie abänderte, der Geistlichkeit, den Behörden und Kaufleuten Audienz ertheilt hatte, lud sie den ganzen Adel zu einem Cirkel bei sich ein, worauf ein prächtiger Ball folgte und dann bestieg sie ihre Galeere wieder.

„Obwohl der Fluß hier breiter wird, wurde dennoch

unsere Fahrt beschwerlicher, weil uns nicht selten widrige oder zu schwache Winde auf Inseln, Untiefen oder Sandbänke trieben. Dadurch waren wir mehrere Male genöthigt, 24 Stunden liegen zu bleiben, um mit großer Mühe wieder flott gemacht zu werden. War so ein Fahrzeug festgefahren, so mußten alle folgenden so lange sich vor Anker legen. Aber der Anblick dieser unbekannten Ufer, das Vergnügen, durch ein Land zu reisen, das noch vor Kurzem von Saporogischen Kosaken, verheerenden Räubern, Feinden eines jeden Anbaues oder der Industrie, nach Nomadenweise bewohnt wurde, ein Land das jetzt von unterwürfigen, arbeitsamen Bürgern bewohnt wird; endlich die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit unserer Galeeren, so wie der Reiz der Lectüre und Unterhaltung, verkürzten uns die Zeit, und verwandelten die leichten unangenehmen kleinen Zufälligkeiten einer Reise fast in ein Vergnügen der Abwechselung. Die Kaiserin selbst schien damit, wie mit uns selbst so zufrieden zu sein, daß sie das Ende der Fahrt mit Mißvergnügen gesehen haben würde, hätte sie nicht besorgt, den Kaiser lange auf sich warten zu lassen, der indeß in Cherson angekommen war."

„Da die Hindernisse des Flusses sich mehrten, je weiter wir kamen und dadurch öfter Aufenthalt entstand,

so würde zuletzt vielleicht die Unruhe der Kaiserin ihr üble Laune gemacht haben, wäre nicht die Nachricht eingetroffen, daß der Kaiser gleich nach seiner Ankunft in Cherson zu Lande weiter ihr entgegen gefahren wäre, um ihr bei Kidack auf ihrer Galeere den ersten Besuch zu machen. Von diesem Orte aber waren wir nur noch sechs Stunden entfernt. Die Kaiserin begab sich zeitig auf's Land, ließ uns fast Alle auf der Flotte zurück, stieg eiligst in ihren Wagen und fuhr dem Kaiser entgegen, den sie in einem einzeln stehenden Kosakenhause antraf. Dort blieben sie einige Stunden und fuhren dann zusammen zurück nach Kidack.

„Die Fahrt der Kaiserin war so eilig geschehen, daß man vergessen hatte, Bedienung und Küche mitzunehmen, und so mußten sich denn die beiden kaiserlichen Majestäten mit einem elenden, ganz ungenießbaren Mittagsmahl behelfen, welches man ihnen aus einer adligen Küche in der Nähe verschafft hatte.

„Wir blieben am 19. den ganzen Tag in Kidack, nicht um die ganze Flotte zu erwarten, denn viele der Fahrzeuge waren festgefahren und konnten so schnell nicht losgemacht werden, sondern um wenigstens diejenigen Schiffe, auf welchen sich die Leute und die zur Fortsetzung der Reise benöthigten Gegenstände befanden, heran kommen zu lassen.

„Am 20. brachte man zwei Stunden von Kidack

unter Zelten zu, an der Stelle, wo Katharina die Stadt Jekaterinoslaw erbauen lassen wollte. In den Zelten ihrer Majestäten wurde Messe gelesen und dieselben legten im Beisein des Erzbischofs den Grundstein zu der in dieser projectirten Hauptstadt des Gouvernements zu erbauenden Kathedrale. Der Erzbischof, von einer zahlreichen Geistlichkeit umgeben, sprach den Segen darüber.

„Uebrigens war es eine reizende Anhöhe mit einer köstlichen Aussicht, worauf diese Kirche und Stadt erbaut werden sollte.

„Darauf speisten wir in einem Landhause des Gouverneurs der Provinz, Potemkin, das reizend am Ufer des Flusses belegen war, an einer Stelle, wo malerische Wasserfälle der Schifffahrt Hindernisse entgegenstellten, aber die Gegend malerisch verschönerten.

„Jekaterinoslaw liegt gerade am Rande ungeheuerer Steppenwüsten, worin man Tage lang reisen kann, ohne nur einen Baum oder Gebüsch, oder ein Dorf oder Haus zu sehen, wo man keine Quelle findet, nur wenige Grashalme, die aber bald wieder vertrocknen, und nur selten eine Viehherde. Diese mußten wir durchreisen.

„Am Täge vor unserer Ankunft in Cherson passirten wir auf einer Brücke den kleinen Fluß Kaminska, der ehemals die Gränze zwischen den Ungarischen Tataren und den Kosaken bildete.

„Die ersten Tage unseres Aufenthalts in Cherson

wurden mit Audienzen, Gastmahlen von 120 Couverts, Concerten und Bällen hingebracht. Die Kaiserin führte uns zur Tafel in einem Landhause, fünf Stunden von Cherson. Tags darauf sahen wir in ihrem Beisein ein Schiff von 80 Kanonen, ein anderes von 60 Kanonen und eine Fregatte vom Stapel laufen. Am nächsten Tage war Bal paré am Hofe in einem für diesen Zweck besonders erbauten prachtvollen Ballsaale."

„Zu Kiew hatte ich einen König ohne Macht und ohne Ansehen, umgeben von dem Glanze und Schimmer der größten Monarchen der Erde, gesehen; hier in Cherson sah ich wieder im merkwürdigen Contrast einen der größten Monarchen, einfach in seinem Aeußern und Umgebungen, bescheiden in seinen Manieren, ohne Zwang beim Empfange von Personen, ein Feind der Etikette, der über alle Gegenstände zu sprechen verstand und nicht anders glänzen wollte, als durch große Einsichten, gründliche Urtheile und seinen mit Kenntnissen ausgeschmückten Geist.

„Als Katharina mich ihm vorstellte, sagte er zu ihr: „Madame, ich bin hier blos der Graf von Falkenstein und ich bin es daher, der dem Minister von Frankreich vorgestellt werden muß."

„Er war in einer einfachen Kalesche, nur von einem

Adjutanten und einem Bedienten begleitet, in Rußland angekommen. Das strenge Incognito, das er behauptete, war für ihn eben so bequem als nützlich, um besser sehen und hören zu können; auch verlangte er schlechterdings, daß man ihn nur als Reisenden und nicht als Monarchen behandle. Er fand sich alle Morgen beim Lever der Kaiserin ein und wartete gleich uns auf ihr Erscheinen. Während des Tages durchstrich er die Umgebungen des Orts, wo wir uns eben befanden, und da die Unterhaltung mit mir ihn zufällig besonders ansprach, so machte er oft Arm in Arm lange Spaziergänge mit mir.

„In seinen Gesprächen gab er mir deutlich zu verstehen, daß er wenig geneigt sei, Katharinens Ehrgeiz zu unterstützen. Er fügte hinzu: „Die Politik ihres Hofes erscheint mir in dieser Hinsicht wenig klug. Constantinopel — sagte er — würde ein Gegenstand der Eifersucht und Veranlassung zum Zwiespalt werden und es möglich machen, daß große Mächte sich zur Theilung der Türkei vereinigten."

„In Betreff der Fortschritte der russischen Etablissements fand ich, daß diese keinen sonderlichen Eindruck auf ihn gemacht hatten. „Ich sehe darin — sagte er zu mir — mehr Schimmer als Wirklichkeit. Der Fürst Potemkin ist thätig, aber fähiger, große Arbeiten anzufangen, als sie zu vollenden. Uebrigens scheint Alles

leicht, wenn man Geld und Menschenleben nicht achtet. In Deutschland und Frankreich würde man das nicht versuchen können, was man hier ohne Hindernisse wagt. Der Herrscher gebietet; Sclavenmiliz arbeitet, die schlecht oder gar nicht bezahlt wird, schlechte Nahrung erhält und nicht murrt, wie ich weiß, daß seit drei Jahren in diesen neuen Gouvernements die beschwerlichen Arbeiten in ungesunden Sümpfen an 80,000 Menschen weggerafft haben, ohne daß sie sich beklagten oder selbst ohne daß man nur darüber spricht."

„Als ein anderes Mal die Unterhaltung auf den Fürsten Potemkin gefallen war, sagte er mir: „Ich begreife nicht, wie dieser sonderbare Mensch, trotz seiner Narrheiten, einen so großen Einfluß auf die Kaiserin erlangt haben konnte. Er besitzt übrigens einen festen Willen und eine lebhafte Imagination. Dadurch wird er nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig; denn Sie kennen ja die Russen und müssen gestehen, daß es schwer sein würde, unter ihnen irgend Jemand zu finden, der im Stande wäre, ein noch so rohes Volk, das erst in neuerer Zeit mit der Civilisation in einige Berührung gekommen ist, und einen an Verschwörungen gewöhnten Hof so lange im Zaume zu erhalten."

„Am 29. Mai reisten wir von Cherson nach Kiskermann am rechten Ufer des Borysthenes, 75 Werste von Cherson, ab.

„Als Joseph II. eines Abends, nachdem die Kaiserin ihren Cirkel entlassen hatte, den schönen Abend genießen wollte, nahm er mich am Arm und ging mit mir lange auf der großen Aue spazieren. Das Auge konnte das Ende dieser Steppe nicht absehen. Bei dem Anblicke mehrerer Kameele und einiger in der Ebene umherirrender Hirten, sprach der Kaiser zu mir: „Welche sonderbare Reise! Wer hätte wohl glauben können, daß ich mit Katharina II. und den Ministern von England und Frankreich in den Wüsten der Tatarei umherirren würde? — Das ist eine ganz neue Seite der Geschichte!“

„Es scheint mir vielmehr — versetzte ich — daß es eine Seite aus Tausend und Eine Nacht ist, daß ich Giaffar bin und mit dem Kaiser Harun al-Raschid verkleidet einen Spaziergang mache.“

„Einige Augenblicke nachher blieb der Kaiser stehen und rieb sich die Augen.

„Wahrlich, — sagte er — ich weiß nicht, ob ich wache, oder ob Ihre Worte von Tausend und Eine Nacht mich getäuscht haben. Sehen Sie doch einmal dahin!“

„Ich that es und derselbe Gegenstand, der sein Erstaunen erregte, versetzte mich in die lebhafteste Verwunderung; denn wir sahen ungefähr 200 Schritt von uns ein großes, hohes Zelt ganz von selbst auf uns zukommen. Ungeachtet der Höhe des Grases liefen wir

möglichst schnell, um dieses sonderbare Phänomen näher in Augenschein zu nehmen. Da blieb das Zelt plötzlich stehen und 30 Kalmücken kamen daraus hervor. Auf den Wunsch des Kaisers ging ich hinein und da er vermuthlich mit Lachen den Kalmücken ein Zeichen gegeben hatte, so folgten sie mir und ließen die Decke vor dem Eingange nieder, und so war ich ihr Gefangener. Als die Kalmücken nun mit dem Zelte, worin ich mich befand, einen Spaziergang von einigen Toisen gemacht hatten, ließen sie mich wieder frei. Der Kaiser amüsirte sich darüber und begab sich dann selbst in das Zelt, worauf er gestand, daß es für diejenigen, die daran gewöhnt wären, sehr bequem sei und jedenfalls Schutz gegen die Witterung gewähre.

„Nachdem nun die Reise über Perekop, Baktschi-Serai, Theodosia und Kaffa fortgesetzt worden war, traten wir die Rückreise nach St. Petersburg an.

„Zu Kisikerman nahmen Joseph II. und Katharina von einander Abschied und erneuerten gegenseitig die Versicherungen einer Freundschaft, die diese lange Reise enger zu knüpfen beabsichtigt hatte.

„Bei seinen Spaziergängen mit mir in der Wüste sprach der Kaiser viel über die Eroberungspläne Katharinens in der Türkei, die er nur scheinbar billigte, während er Alles that, sie zu hintertreiben. Dabei machte er die merkwürdige Aeußerung:

„Ich thue dabei, was ich kann; aber Sie sehen selbst, die Frau ist exaltirt; die Türken müssen hinsichtlich der streitigen Punkte nachgeben. Wie kann man hindern, daß, wenn sie sich dessen weigern, Katharina sich nicht zur Entschädigung einiger Städte bemächtigt? Sie hat zahlreiche, genügsame und nicht zu ermüdende Truppen, die man beordert wohin man will. Sie sehen, wie wenig Werth man hier auf Leben und Mühen der Menschen setzt; achthundert Stunden von der Hauptstadt arbeiten sie an Landstraßen, graben an Häfen, errichten Gebäude auf Sümpfen, erbauen Paläste und schaffen englische Gärten mitten in der Wüste, und Alles dieses ohne Zahlung, ohne Bette, bisweilen ohne Zehrung und doch immer ohne Murren. Die Kaiserin von Rußland ist der einzige Souverain in Europa, der wirklich reich ist; denn sie gibt überall viel aus, und ist nichts schuldig; ihr Papier gilt so viel als sie will; und wenn es ihr einfiele, könnte sie selbst ledernes Geld machen. England erliegt unter einem Berge von Papiergeld; Frankreich hat öffentlich den schlechten Zustand seiner Finanzen bekannt; und was mich betrifft, so kann ich kaum die Summen aufbringen, die mir meine Colonieen in Galizien und die daselbst erbauten Festungen kosten."

„Da wir einmal auf diesen Gegenstand der Unterhaltung zurückkamen, so suchte ich ihm zu beweisen, daß die colossale russische Macht von mehr Höhe als Breite

und fester Grundlage sei. Alles — sagte ich zum Kaiser — hat mehr Schimmer als Wirklichkeit. Man fängt Alles an und Nichts wird vollendet. Der Fürst Potemkin gibt schnell wieder auf, was er mit Eifer begonnen hat. Seine Projecte werden eben so wenig jemals reiflich überlegt, als in der Folge thätig betrieben; zu Jekaterinoslaw hat er die Kaiserin den Grundstein zu einer neuen Hauptstadt legen lassen, die nicht bewohnt werden wird; zu einer Kirche, die so groß wie Sanct Peter in Rom werden soll — in der vielleicht nie Messe gelesen werden wird. Zu dieser neuen Stadt Katharinens hat er eine Anhöhe gewählt, die zwar eine vortreffliche Aussicht gewährt, der es aber an Wasser fehlen wird. Die Erbauung von Cherson, an einer schlechten Stelle belegen, hat 20,000 Menschen das Leben gekostet, da die Stadt von unermeßlichen Sümpfen umgeben ist; die Schiffe können nicht einmal mit voller Ladung in den Hafen einlaufen.

„Seit sechs Jahren sind die Steppen unbewohnter als je; die Krim hat zwei Drittel ihrer Bevölkerung verloren*). Kaffa ist zu Grunde gerichtet und wird nicht wieder aufkommen. Sebastopol ist ein imposantes Etablissement, aber es wird noch lange Zeit erforderlich

---

*) Widerspricht einigermaßen der früheren Angabe, die oben mitgetheilt ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

sein, um eine wirkliche Stadt dort zu erblicken. Man hat sich bemüht, Alles zu schmücken und zu verschönern und augenblicklich vor den Augen der Kaiserin zu beleben; wenn aber Katharina abgereist sein wird, so werden mit ihr alle diese Wunder wieder in Nichts verschwinden. Ich kenne den Fürsten Potemkin. Er hat seinen Theatercoup gemacht; der Vorhang ist gefallen und nun wird er sich mit andern Scenen entweder in der Türkei oder in Polen beschäftigen. Die Verwaltung und Alles, was Ausdauer erfordert, ist mit seinem Charakter unverträglich, selbst der Krieg. Wenn er ihn anfinge, würde er ihm bald lästig werden, und hätte er erst den St. Georgsorden erhalten, so würde man ihn eben so schnell den Frieden wieder herbeiführen sehen, als er ihn jetzt zu brechen sucht."

„Ich gebe das Alles zu — entgegnete der Kaiser — man hat uns von Täuschungen zu Täuschungen geführt. Das Innere ist hier voller Fehler; das Aeußere hat eben so viel Realität als Schimmer. Der Soldat, der leibeigene Bauer sind Werkzeuge, deren man sich bedient, um Alles niederzureißen, was man will. Der unterjochte Adel kennt kein anderes Gesetz, als den Willen seiner Souverainin, und hat kein anderes Streben, als ihre Gunst. Sie befiehlt, und ihre Truppen brechen auf; die Schiffe werden vom Stapel gelassen. In Rußland gibt es kein Intervall zwischen dem Befehl, so eigensinnig er

auch sei, und dessen Vollziehung. Stände ein Karl XII. an der Spitze dieser Nation, so brächte er mit 600 Mann den Schrecken bis an das äußerste Ende von Europa."

„Bei solchen Ansichten des Kaisers Joseph's II. sieht man leicht, daß derselbe dem Willen der Kaiserin keinen ernsten, dauernden Widerstand entgegengesetzt haben würde und daß er sich wider Willen in den Krieg hätte verwickeln lassen, wenn sie ihm blos die Wahl gelassen hätte, ihr entweder beizustehen oder eine so mächtige Bundesgenossin zu verlieren."

17.

Weitere Ereignisse.

Fürst Potemkin war der Kaiserin nicht nach Petersburg gefolgt. Er wollte noch an den Ufern der Donau und des Schwarzen Meeres verweilen, um bei dem Ausbruche des Krieges gegen die Türkei, den er jetzt auf alle Weise herausforderte, sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu befinden.

Katharina hatte ihn indeß zum Großadmiral der russischen Flotte im Schwarzen Meer ernannt, welche Ernennung aber den Großfürsten sehr beleidigte, da derselbe dem Herkommen nach bisher der einzige Großadmiral der russischen Flotte gewesen war.

Der russische Gesandte Bulgakoff war zwar mit

neuen Instructionen, die ostensibel sehr versöhnlich lauteten, nach Constantinopel zurückgekehrt, aber er hatte geheime Weisung erhalten, durch übermüthiges Benehmen und maßlose Forderungen die Pforte zum Kriege zu reizen. Dergleichen läßt sich ein Russe nicht zweimal sagen; Bugalkoff übertraf sich selbst an maßloser Frechheit, beleidigender Verhöhnung der ottomanischen Großwürdenträger und Forderungen, die die Türkei nicht eingehen konnte, ohne sich selbst zu vernichten. So z. B. verlangte er einen Kriegshafen für russische Schiffe in der Nähe von Constantinopel, eine russische Kirche in Constantinopel, mit dem Recht, alle Glocken lauten zu lassen u. dgl. m.

Der Divan lehnte diese und andere Forderungen entschieden ab. Es kam zu persönlichen Händeln zwischen dem russischen Diplomaten und den türkischen Großwürdenträgern, und so erfolgte endlich, was Potemkin längst gewünscht hatte, daß der Großsultan an Rußland den Krieg erklärte und diese Erklärung, nach altem Herkommen, damit eröffnete, daß der russische Gesandte in die sieben Thürme gesetzt wurde.

Katharina empfing diese Nachricht, als sie eben ihre große Toilette für einen Hofball am Alexander-Newsky-Tage gemacht hatte. Erfreut darüber dictirte sie sogleich ein fulminantes Manifest, worin sie den Türken alle Schuld des ausbrechenden Krieges gab, unterzeichnete

dasselbe und begab sich sodann auf das Ballfest, indem sie in ihrer lebhaften Phantasie freudig aufgeregt sich schon als Beherrscherin des neuen orientalischen, griechisch-türkischen Kaiserthums sah.

Die nöthigen Befehle an Potemkin wurden ertheilt. Aber auch die Türken rüsteten sich zur mächtigen Gegenwehr. Die Fahne des Propheten wurde entfaltet und dadurch der Fanatismus der Muselmänner geweckt.

Von russischer Seite wurde Kaiser Joseph aufgefordert, seinen Beistand zu gewähren, und von andern Verwickelungen gedrängt, sagte er seine Theilnahme mit 100,000 Mann zu.

Der Krieg wurde zwischen den russischen und türkischen Flotten mit Seeschlachten in der Nähe von Alakoff eröffnet. Die ersten Treffen blieben ohne entscheidenden Erfolg.

In den ersten Frühlingstagen 1788, nachdem Friedrich der Große schon seit zwei Jahren todt war, segelte Fürst Potemkin mit großer Unternehmungslust auf die türkische Festung Oczakoff los. Er hatte hier nur die Flotille von Cherson zu seiner Verfügung. Diese bestand aber aus lauter erbärmlichen Schiffen, die bunt bemalt, von seltsamen Formen, kaum seefähig waren. Doch der Prinz von Nassau, der, seitdem er sich in Rußland befand, in russische Seedienste getreten war, griff den Capudan-Pascha mit einer solchen Kühnheit und Tapfer-

keit an, daß er ihn viermal besiegte und ihn am Ende nöthigte, mit seiner Flotte nach Constantinopel zurückzukehren. Unter Anderem hatte der Prinz von Nassau den Türken vier große Linienschiffe verbrannt. Darauf blockirte er den Hafen von Oczakoff und erbot sich, diese Festung zur See anzugreifen, während Fürst Potemkin zum Sturm zu Lande schreiten sollte.

Aber Potemkin lehnte dieses Ansinnen aus unbegreiflichen Gründen ab und ergab sich plötzlich im Angesicht der Stadt, vor der er sein Lager mit dem Landheer aufgeschlagen hatte, jenem träumerischen und müßigen Hinschlendern, wie es ihn so oft beschlich und dem er sich dann ohne Widerstreben hingeben zu müssen schien. Um aber zu zeigen, daß es ihm keineswegs an Muth fehle, machte er öfter in Begleitung seiner Generäle Spaziergänge in der Ebene im Bereiche der feindlichen Kanonen der Festung, deren Kugeln dann neben ihm niederschlugen, ohne daß er es sonderlich zu beachten schien.

Auf einem dieser nutzlosen und gefährlichen Spaziergänge wurde der General Sinelnikoff an seiner Seite erschossen. Dieser durch seine Schuld veranlaßte Todesfall eines braven Officiers schien ihn nicht im mindesten zu rühren. Er unterbrach deshalb seine lustigen Feste, die er im Lager gab, keinen Augenblick. Solchen Festen wohnten zahlreiche Fremde und liebenswürdige Damen bei.

Endlich aber am Tage des heiligen Nicolaus, des Schutzpatrons von Rußland, welchen Potemkin für diese Unternehmung angesetzt hatte, ließ er zum Sturm schreiten. Trompeten und Trommeln führten die Sturmcolonnen der Freiwilligen mit gefälltem Bayonett den Wällen von Oczakoff zu. Die Festungsgraben wurden statt der Faschinen mit Leichen gefüllt und darüber hin erstieg Einer auf den Schultern des Andern die Wälle, in welche zum Theil durch die russische Artillerie schon Breschen gelegt waren. Die fanatischen Türken wehrten sich wie Verzweifelte. Sie fochten für Gott und ihren Propheten. Ihr Allahruf dem russischen Hurrah gegenüber, begleitet von obligaten Gewehrsalven und rollendem Kanonendonner, erfüllte die Luft. Während die krummen Säbel der Osmanen Arme und Köpfe der Angreifenden wie Halme mähten, kehrten die Russen das Gewehr um, und als ausgehobene Leibeigene besser bekannt mit dem Dreschflegel als mit dem Bayonett, schlugen sie die Muselmänner trotz ihrer wulstigen Turbane zu Boden. Nach einem mehrstündigen furchtbaren Gemetzel drangen die Russen in die eroberte Festung und Stadt und in barbarischer Grausamkeit wurde fast die ganze Garnison und selbst die wehrlosen Bewohner mit Greisen, Weibern und Kindern niedergemacht.

Alsdann versank Potemkin wieder in seine Träu-

mereien, die wohl auch Folge seiner eigenthümlichen Kränklichkeit sein mochten.

Den Feldzug des folgenden Jahres 1789 eröffnete er im August, bemächtigte sich dann mit einem raschen Handstreich der am Dnjester belegenen festen Stadt Akjerman in Bessarabien, zog in Bender ein, welche Festung ungeachtet ihrer Widerstandsfähigkeit den Russen freiwillig ihre Thore öffnete, und eilte dann schon wieder mit seinem Heere die Winterquartiere zu beziehen, die er in Jassy nahm.

Zugleich aber schlug General Suwarow, dieser abgehärtete Krieger, der von nichts als Eiern und Schwarzbrod lebte, die Türken bei Fokschan und Rimnick und richtete unter dem Volk des Propheten ein Blutbad ohne Gleichen an.

Im Jahre 1790 befand sich Potemkin noch im Juli in den Winterquartieren. Er gab jetzt Befehl, daß die russische Flotte sich von Neuem in Bewegung setzen solle, um zum Theil in die Mündungen der Donau einzulaufen. Die Türken hatten bisher ein solches Unternehmen für unmöglich gehalten und geriethen darüber in nicht geringe Beunruhigung. Potemkin hatte es auf die Erstürmung von Ismail abgesehen. Diese Donaufeste, deren große Bedeutung Potemkin beständig im Auge behalten hatte, war aber nach der Seite des Stromes hin offen, weil man es für unmöglich hielt, daß durch

eine russische Flotte jemals vom Schwarzen Meere her ein Angriff darauf erfolgen könne.

Mit der Eroberung Ismails war Suwarow von Potemkin beauftragt worden.

Eines Tages sah man zwei Reiter durch die Steppe nach der Gegend von Ismail galoppiren. Man hielt sie für Kosaken, doch erkannte man in dem Einen den General Suwarow, und der Andere war ein Kosak, sein Führer, der ein kleines Packet unter dem Arme trug, welches die Reiseequipage des Generals enthielt. Unmittelbar nach dessen Ankunft im russischen Lager vor Ismail, die von Seiten der Flotte und des Landheeres mit Kanonensalven gefeiert wurde, zeigte sich daselbst ein reges Leben und mit erhöhter Thätigkeit begannen die Belagerungsarbeiten.

Ismail fiel nach einem blutigen und mörderischen Kampfe.

Während der Krieg wieder auf's Neue mit so ungünstigen Erfolgen für die Türken begonnen hatte, fühlte die Pforte immer mehr die Unmöglichkeit, das Gewicht eines solchen Krieges zu tragen, und da die früheren Verheißungen Frankreichs, Englands und Preußens unerfüllt blieben und selbst Oestreich gegen die Pforte rüstete, so blieb dieser nichts weiter übrig, als den Frieden zu unterhandeln.

Noch beim Beginn des Friedenscongresses, den Fürst

Potemkin in Jassy zusammenberufen hatte, schlug die russische Flotte eine Anzahl türkischer Schiffe, die sich wieder am Schwarzen Meere zu sammeln begannen, und gab sie der Vernichtung Preis.

18.

Potemkin's letzte Krankheit und Tod.

In demselben Augenblicke, wo die Friedensunterhandlungen in Jassy bei der Bereitwilligkeit der Türkei, jedes Opfer zu bringen, um nur den Frieden um jeden Preis zu erlangen, die günstigste Wendung nahmen, erkrankte Fürst Potemkin auf die bedenklichste Weise.

Sein riesenhafter Körper, der sich in der letzten Zeit zu einer unglaublichen Leibesstärke ausgedehnt hatte, begann zu wanken. Die Gicht, die sich schon früher unbestimmt in seinen Gliedern geregt, schien zu einem gefährlichen Zustand sich verschlimmert zu haben. Seine Krankheit äußerte sich zunächst durch eine gränzenlose Unruhe, durch einen verzehrenden Mißmuth, durch die gänzliche Unfähigkeit, noch irgend etwas zu thun oder zu wollen.

Diese Krankheit steigerte sich bei ihm von Tage zu Tage auf eine entsetzliche Weise. Er überhäufte seine Aerzte, seine Freunde, die ganze Welt mit den heftigsten Vorwürfen. Couriere wurden oft auf mehrere hundert

Werfte hingesendet, um eine Frucht oder einen Fisch zu holen, wonach der Fürst gerade ein oft seltsames Gelüst gehabt hatte. Wenn nun endlich solche Gegenstände seines Verlangens ankamen, schob er sie unbeachtet bei Seite.

Diese Unruhe übertrug sich auch auf seine Umgebungen in Jassy. Jedermann bemühte sich, Feigen, Wassermelonen, Austern und alles mögliche für ihn herbeizuschaffen, aber diese freundlichen Bemühungen reizten den kranken Fürsten eher zur Wuth, als zur Anerkennung.

Endlich glaubte er, es in Jassy nicht länger aushalten zu können. Er gab alle Schuld seiner Krankheit den ungesunden Sumpfgegenden, die Jassy umgaben, und beschloß, das Fieber, das seinen Körper durchschauerte, zu bannen durch eine Reise in ein milderes Klima.

Potemkin hatte die berühmtesten Aerzte aus Europa zusammenberufen. Sie hielten Consultationen über Consultationen und überschütteten ihn förmlich mit Medicamenten aller Art.

Allein mit Diät durften sie ihm nicht kommen. Er besaß noch immer die Gefräßigkeit eines Straußes. Die unverdaulichsten Gerichte, die schwersten Getränke verschlang er in unglaublichen Massen. Begreiflich mehrten sich dadurch nur noch die heftigen Symptome

seiner Krankheit und er schalt seine Aerzte und wurde wüthend, wenn einer der Aerzte es wagte, nur das leiseste Wort zu ihrer Rechtfertigung zu sagen. In einem solchen Falle warf er einmal einem berühmten Leibarzte der Kaiserin das Nachtgeschirr an den Kopf.

Potemkin ließ sich in den Reisewagen tragen, nur von seiner Lieblingsnichte Alexandra begleitet, — das einzige Gesicht, das er noch sehen konnte. Zu den Aerzten hatte er in seinem Mißmuthe kein Vertrauen mehr. Vergebens beschworen sie ihn, von dieser Reise abzustehen, die sein Tod sein würde. Scheltend und unter Mißhandlungen jagte er sie von sich. Der Fürst wollte nach Oczakoff, das die Russen, nachdem sie es niedergebrannt und wieder aufgebaut, später Nicolajeff nannten, weil der Kaiser Nicolaus dort große Schiffswerften für seine damalige Flotte am Schwarzen Meer hatte anlegen lassen.

Kaum aber war er vierzig Werste von Jassy entfernt, als er sich mitten auf der Landstraße so unwohl fühlte, daß er es nicht länger im Wagen aushalten konnte. Es mußte gehalten werden und seine Nichte, mit Hülfe einiger Diener, hob ihn aus dem Wagen und legte ihn auf den berasten Rand eines Chausséegrabens am Wege.

Da sank er nun in sich selbst zusammen, von der

Krankheit überwältigt, die an seiner letzten Kraft genagt hatte.

So starb Potemkin der Taurier in den Armen seiner Nichte, der Fürstin Gallizin, einer geborenen Engelhardt, am Graben an der Heerstraße, nachdem er noch einmal das Bild der Kaiserin geküßt hatte, das er am Halse trug, und dabei rief er aus mit schon brechender Stimme: „Große Katharina, ich sterbe mit dem Gedanken an dich und mit dem Wunsch für das Gedeihen aller deiner Pläne.“

19.

Mißhandlung seiner Leiche durch Kaiser Paul. Seine Charakteristik.

Das geschah am 15. October 1791. Er starb in einem Lebensalter von 52 Jahren.

Seine Leiche wurde von Jassy nach Cherson geführt und dort begraben. Die Kaiserin bewilligte die Summe von 100,000 Silberrubeln zur Errichtung eines großartigen Mausoleums für ihren einstigen Liebling. Dieses Denkmal wurde indeß nie errichtet. Ehe es vollendet war, starb Katharina II. Ihr Sohn und Nachfolger, der als Großfürst so oft von Potemkin gekränkt und zurückgesetzt gewesene Kaiser Paul I., hatte Jahre lang seinen Groll gegen diesen gehaßten Günstling seiner

Mutter im Stillen getragen, nun aber ließ er mit dem ganzen rohen Despotismus seines Charakters seiner Rachsucht die Zügel schießen. Er ließ sogleich die Arbeiten an Potemkin's Mausoleum einstellen, die schon vorhandenen Arbeiten wieder zerstören und befahl, die Gebeine dieses einst so mächtigen Günstlings auszugraben und in den Festungsgraben zu werfen, um dort zu vermodern und von Hunden und Raben zerfleischt zu werden.

Dieser barbarische Befehl, der, wie man auch über Potemkin's Charakter und Thaten urtheilen möge, doch jedes feinere Gefühl empört, wurde nur zu gern unter rohen Verhöhnungen und Mißhandlungen der Gebeine des todten Löwen In's Werk geführt, und niemals hat ein Mensch, der von der Pike auf gedient, durch die Gunst einer Frau zum höchsten Glanz und Macht auf Erden erhoben gewesen, — der eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt, welche die Größe und Gestalt der mächtigsten Staaten verändert, ein kläglicheres und schmachvolleres Ende gefunden.

In Petersburg ging das Gerücht: Potemkin sei an Gift gestorben. Das hat sich aber sowohl durch seine Leichenöffnung, als auch durch seine Krankheit als völlig unwahr erwiesen.

Sobald der Riese gefallen war kläfften die Zwerge. Ja, sie schämten sich jetzt der Ehrfurcht, die er ihnen früher eingeflößt hatte. Sie konnten es nicht begreifen, daß ein Mann, der außer allen erdenklichen Lastern nichts besessen als Kühnheit und Talent für Intriguen, so lange das Reich und die Kaiserin habe beherrschen können.

Seitdem Potemkin vom gemeinen Soldaten zum Reichsfürsten emporgestiegen war, hat er oft genug den Wechsel in den Leidenschaften und Liebhabereien seiner hohen Gebieterin erfahren, aber nie seinen Einfluß auf ihre Entschließungen verloren. Er diente ihr mit Enthusiasmus; denn wie sie anfangs das Idol seines Herzens gewesen war, so wurde sie später die Quelle seines Ruhms. Die Natur schien diese beiden seltsamen Charaktere zu gegenseitiger Ergänzung geschaffen zu haben. Als die Liebe sie nicht mehr einigte, verband sie Ehrgeiz, Politik und Freundschaft, und seitdem waren die Geliebten der Kaiserin kaum etwas Anderes als die Sclaven des mächtigen Willens Potemkin's.

Seine Würden, sein Credit und seine Reichthümer nahmen nun unaufhörlich zu. Fast alle Regenten Europas hatten ihn mit Gunstbeweisen überhäuft, ohne daß es ihm nur eingefallen wäre, dafür dankbar zu sein. Er schmückte sich mit ihren Orden, und in seinem maßlosen Stolz sah er ihre Geschenke als einen schul-

digen Tribut an. In allen seinen Kriegs- und Friedensplänen wurde er nur durch seinen Ehrgeiz und seine Habgier geleitet. Er war daher auch von fremden Mächten leicht zu erkaufen.

In seinem Ehrgeiz war er unbeständig und launisch, da der höhere Zweck — das Staatswohl zu fördern, ihm fremd blieb und er nichts als äußeren, die Augen der Menge blendenden Glanz erstrebte.

Seine ersten Gedanken gingen dahin, erst Herzog von Kurland, dann König von Polen zu werden und erst als er sah, daß diese Monarchen eine so untergeordnete Rolle spielten, gab er diesen Gedanken auf und vertiefte sich in das chimärische Project der Eroberung von Constantinopel und Gründung des griechischen Kaiserreichs, und diese Idee wurde ihm das Mittel, sich bei seiner hohen Gebieterin auf's Neue unentbehrlich zu machen.

Vom ersten Augenblick der erlangten Gunst und Gewalt an behandelte er Alle, die mit ihm zu verkehren hatten, auf despotische Weise. Er allein wollte der Mächtige sein und wußte dieses mit dem rohesten Uebermuth zu zeigen, indem er Jeden, der sich durch Verdienst, Geburt und Reichthum auszeichnete, durch Grobheit niederdrückte und ohne Rücksicht auf Rang und Ansehen mit Schlägen mißhandelte. Wir wissen, wie rücksichtslos er seine Audienzen ertheilte, im Schlafrock,

oft bloßem Bein, auf dem Divan liegend und Schach spielend. In solchen Unarten, selbst gegen Minister und fremde Diplomaten, übertraf er selbst die stolzesten Herrscher. Dergleichen konnte nur in Rußland geschehen und zwar nur von dem Günstlinge einer unbeschränkten Herrscherin.

Bis zum Ueberdruß gesättigt durch sinnliche Ausschweifungen aller Art setzte Potemkin seine Größe darin, sich Alles zu erlauben, was ihm einfiel. So fand er noch die einzige Anregung und Ermunterung im Hazardspiel. Nichts konnte er sich versagen, was ihn gelüstete. Mit der gränzenlosesten Vergeudung von Staatsgeldern und der kaltherzigsten Aufopferung von mehr als 100,000 Menschenleben für seine selbstsüchtigen Zwecke verband er eine Habsucht, die sich erlaubte, das Staatswohl seiner unersättlichen Geldgier zu opfern.

Ohne sich zu bedenken, behielt und vergeudete er Gelder, die ihm für ganz andere Staatszwecke anvertraut worden waren. Er scheute sich nicht, auf erdichtete Zahlungsbefehle der Kaiserin, Staatsgelder an sich zu reißen, die ihm bei seiner an Wahnsinn gränzenden Verschwendung nöthig erschienen oder die er der Leidenschaft des Spiels opferte.

Als er sich eines Tages zu Mohilew befand, hielt der Schurke Passeck, der, weil er sich bei der Ermordung

Peter's III. betheiligt hatte, zum commandirenden General befördert war, Bank. Potemkin, der zugegen war, pointirte sehr hoch und bemerkte, daß Passeck, durch geschicktes Schlagen einer Volte, das Glück auf seine Seite zu lenken suchte, indem er eine ihm widrige Karte verschwinden ließ. Da wurde Potemkin wüthend, ergriff Passeck beim Kragen und prügelte ihn fürchterlich durch. Bei der überlegenen Riesenstärke, welche die kolossale Figur Potemkin's besaß, hielten Alle den General, der nicht wagte, sich zu vertheidigen, für verloren. Aber er hatte eine Tochter von ausgezeichneter Schönheit, die Kammerfräulein bei der Kaiserin war und bei dieser in Gnaden stand. Auch Potemkin machte ihr die Cour und das genügte, daß die Tochter ihrem geprügelten Vater die Gnade Beider wieder zuwendete, und diese ächt russische Geschichte that der Ehre des Generals nicht den mindesten Abbruch.

Sehr häufig überließ sich Potemkin dem ungezügelten Zorne. So eines Tages prügelte er den jungen Fürsten Wassily Dolghorucki, unter dem Vorwande, daß dieser die Partie des bei ihm in Ungnade gefallenen General Kretschetnikoff genommen habe; eigentlich aber war die Ursache seines Grolls die, daß die wunderschöne Gemahlin des jungen Fürsten Dolghorucki seine Leidenschaft für sie mit Verachtung zurückgewiesen hatte. — Ein anderes Mal schlug er den Fürsten Welkensky, weil

dieser Mißvergnügen über einen seiner plumpen Scherze, der ihn beleidigte, gezeigt hatte. Darauf wendete er sich gegen den östreichischen Gesandten, der nicht ohne die tiefste Indignation zu empfinden bei einem solchen Vorfall gegenwärtig war, und sagte zu ihm: „Sehen Sie, General, auf diese Weise muß man diese feigen Poltrons behandeln."

Auch selbst gegen die Kaiserin bewies er einen solchen Trotz, daß man sogar erzählte, er habe nach der Kaiserin zu schlagen gewagt.

Gewiß ist es, daß er nicht selten ihren Wünschen aus übler Laune oder um den Kitzel der unbegränzten Herrschaft zu genießen, sich geradezu widersetzte und geflissentlich gerade das Gegentheil that. Katharina war so sehr Weib, daß sie nicht wagte, dieser imponirenden Männlichkeit die Majestät der Kaiserin entgegenzustellen, die sie sonst nie verläugnete. Dagegen versöhnte er sie wieder durch die kühnsten Schmeicheleien, wie sie nur dem phantastischen Sinne des ausgebildetsten Hofmannes möglich sind.

Katharina wußte übrigens recht gut, wie sie mit ihm daran war, aber sie stellte sich, als merke sie seine Schwächen und Fehler nicht. Nachdem sie ihn gebraucht, um die Prätensionen von Gregor Orloff zu bekämpfen,

suchte er sie in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sei.

Sie sah in ihm nur den entschlossenen, vor Nichts erschreckenden Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerstand niederschlug.

Den Großfürsten, den die Kaiserin fürchtete, da ihr Gewissen ihr sagen mußte, daß mit seiner Mündigkeit ihm der Thron gebühre, den sie ihm geraubt habe, hielt sie fern von jeder Einmischung in die Regierung. Graf Panin und die Ersten der Nation haßte Potemkin, aber gerade in diesem Haß der Partei des Großfürsten wurzelte die ungezügelte Macht Potemkin's, die dieser so sehr mißbrauchte, daß die Kaiserin vor der überlegenen Macht ihres eigenen Werkzeugs zitterte.

Potemkin's Charakter bildete ein Gemisch der entgegengesetztesten Eigenschaften. Er war eitel und verwegen, großartig und kleinlich, hochfahrend und schmeichlerisch, offen und falsch, verschwenderisch und geizig, roh und wieder Bildung und Künste fördernd. Die Musik liebte er so, daß er stets 80 Musiker unter seiner Dienerschaft hatte.

Sein Charakter war: gar keinen Charakter zu haben; Alles hing bei diesem verzogenen Liebling des Glücks von der Stimmung und den Eingebungen der Laune des Augenblickes ab.

Da er sich von so verschiedenen Seiten zeigte, so war begreiflich auch das Urtheil über ihn sehr verschieden. — Einige erblickten in ihm einen außerordentlich großen Mann, dessen Fehler nur kleine bedeutungslose Mißverhältnisse waren, die gegen seine großen Eigenschaften gar nicht in Betracht kämen. Andere sahen in ihm nur einen gemeinen Menschen, ohne jeden sittlichen Halt, der nur durch das blinde Glück unverdienter Weise auf diese Höhe der Macht gehoben war.

Der preußische Gesandte, Graf Görz, urtheilte von ihm: „C'est un homme qui a du genie et des talents, mais dont l'esprit et la caractère n'invitent pas à l'aimer."

Graf Ségur, der französische Gesandte, hat in seinen Memoiren folgendes Bild von dem allmächtigen Günstling von Katharina II. entworfen, welches zum Theil schon bekannte Züge enthält:

„Der Fürst Gregor Alexandrowitsch Potemkin — heißt es dort — war einer der außerordentlichsten Männer seines Jahrhunderts; um aber eine so merkwürdige Rolle spielen zu können, als er wirklich gespielt hat, mußte er in Rußland geboren sein und zur Zeit Katharinens und an ihrem Hofe gelebt haben. In jeder andern Zeit, unter jeder andern Souverainin, würde

er nicht an seinem Platze gewesen sein; aber der Zufall schuf diesen Mann gerade in einem Zeitabschnitte, der für ihn der passendste war. Er rief alle ihm nothwendigen Umstände hervor und vereinigte in seiner Person auch die sich widersprechendsten Mängel und Vorzüge. Er war geizig und verschwenderisch, despotisch und volksthümlich, hart und mitleidig, hochmüthig und demüthig, liederlich und abergläubisch, kühn und feige, verschlossen und indiscret; freigebig gegen seine Verwandten und Maitressen, bezahlte er oft seine Gläubiger nicht. Sein Credit beruhte auf einem Weibe und diesem Weibe war er stets untreu. Nichts konnte mit der Lebendigkeit seiner Geisteskraft oder der leichten Beweglichkeit seines kolossalen Körpers verglichen werden. Keine Gefahr vermochte seinen Muth herabzustimmen, keine Schwierigkeit die Ausführung eines Planes zu verhindern; aber der Erfolg desselben mißfiel ihm oft.

Er belästigte das Reich durch die vielen Aemter, die er in seiner Person vereinigte, so wie durch seine gränzenlose Macht. Er selbst ermattete aber oft unter der Schwere seines Strebens und ließ oft ein mit aller Energie begonnenes Unternehmen plötzlich fallen. Er wußte weder die Ruhe zu schätzen, noch Genuß aus seinen Beschäftigungen zu ziehen. Alles an ihm war schwankend, Arbeit, Vergnügen, Charakter und Haltung.

In der Gesellschaft zeigte er sich mit verlegener Miene und seine Gegenwart fiel Jedem beschwerlich. Er versprach immer, hielt selten und vergaß und vergab niemals, wenn irgend Jemand sich ihm unangenehm gemacht hatte. Niemand hatte weniger gelernt als er; aber Wenige waren vielwissender. Niemand hatte es besser verstanden als er, im Gespräch mit andern Männern, die in allen Wissenschaften bewandert waren, sich ihre Kenntnisse anzueignen. Er überraschte mit solchen aufgeschnappten Brocken des Wissens oft Schriftsteller, Fachgelehrte, Künstler und Theologen. So war seine Gelehrsamkeit keine tiefe, aber eine umfassende geworden.

„Die Verschiedenheit seiner Laune machte sein Verlangen, sein Betragen und seine Lebensweise bizarr. Er hatte prächtige Paläste, wollte sie aber meistens schon wieder verkaufen, ehe sie nur halb fertig waren. Eines Tages träumte er nur von Krieg und er umgab sich mit Officieren, Tataren und Kosaken. Am folgenden Tage dachte er nur an Politik und wollte alle Cabinette Europa's in Bewegung setzen; dann wieder zu einer anderen Zeit beschäftigte er sich mit dem Hofe und dessen Intriguen, schmückte sich mit allen russischen Ordensbändern, strahlte von Brillanten und gab, ohne Veranlassung, die üppigsten Feste. Und wieder zu einer anderen Zeit sah ich ihn bei einem jungen Mädchen in der Stadt verweilen und jede

Staatsangelegenheit, ja oft jeden Anstand vergessen. Dann wieder schloß er sich mehrere Wochen hindurch in seinem Zimmer ein, auf dem Sopha liegend, im Schlafrock und Pantoffeln und Schach oder Karten mit seinen schönen Nichten spielend. Im schmutzigen Schlafrock, ohne Halstuch und Strümpfe, mit ungeordnetem Haar und finsteren zusammengezogenen Augenbraunen erschien er denen, die ihn besuchten, ohne von ihm beachtet zu werden, oft mehr wie ein gemeiner, unreinlicher Kosak, als wie der mächtige Günstling seiner Kaiserin und der gewandte Hofmann."

Alle diese Züge von Gemeinheit der Gesinnung oder unbezähmbarem Hochmuth mißfielen öfter der Kaiserin, gaben ihm aber in ihren Augen einen gewissen pikanten Reiz. So lange er jung war, hatte er sie durch sein feuriges Temperament und seine männliche Schönheit eingenommen, im reiferen Alter gefiel er ihr noch, indem er Katharinens Stolz schmeichelte, ihre Furcht stillte, ihre Macht befestigte und in ihre politischen Träume von einem orientalischen Kaiserreich belebend einging.

Potemkin erlosch wie ein Meteor, mit seinem Glanze verschwand auch das Licht seiner Erscheinung.

Dieser Despot, der Alles anfing und Nichts vollendete, hatte die Finanzen Rußlands zu Grunde gerichtet,

die Armeen desorganisirt, das Land ruinirt und mit neuen Wüsten bereichert, doch den Ruhm der Kaiserin durch Eroberungen erhöht, deren Ehre Anderen gebührt, die er aber sich geschickt anzumaßen wußte.

Die Bewunderung solcher Erfolge fiel auf sie zurück, aber der Haß auf ihren Premierminister Potemkin.

Die Geschichte wird diesen Mächtigen, der so viel Einfluß auf Rußlands Geschichte hatte, nie einen großen Mann nennen können, aber immer doch als eine außerordentliche Erscheinung in der Reihe der Staatsmänner, die dazu beigetragen haben, Rußland groß und mächtig zu machen, bezeichnen müssen.

Er war kolossal, wie es Rußland selbst ist; er zeigte, wie dieses, Cultur und Barbarei; man sah in ihm den Asiaten und Europäer, den Tataren und Kosaken, die Rohheit des eilften Jahrhunderts und die Verderbtheit des achtzehnten; Oberflächlichkeit in Wissenschaften und Künsten und klösterliche Unwissenheit, einige Spuren von Civilisation, aber noch mehr von Barbarei; und man kann sagen, daß auch sein eines offenes Auge an das immer offene, aber stürmische Schwarze Meer, und das andere geschlossene, welches ihm Alexis Orloff ausgestoßen hatte, an das stillere eisbedeckte Weiße Meer erinnerten.

Dieser Mann hatte große Fehler; aber ohne diese hätte er damals in Rußland nicht herrschen können, weder über die Selbstherrscherin, noch über ihr Land.

Der Zufall machte ihn so, um so lange die Gewalt über ein so außerordentliches Weib, wie es Katharina II. doch immer war, behalten zu können.

II.

Katharina II. nach Potemkin's Tode.

II.

1.

Katharinens Verhalten und Politik.

Als Katharina die Nachricht von Potemkin's Ableben empfing, schloß sie sich mehrere Tage ein, wie nach dem Tode ihres Günstlings Lanskoi. Das geschah aber jetzt nicht, wie damals, um sich dem Liebesgram hinzugeben; sondern um die vielen Aemter Potemkin's unter die übrigen Minister zu vertheilen.

Darauf erfolgte in Polen die patriotische Erhebung Kosziusko's und dann, unter schändlichen Intriguen, die dritte und letzte Theilung Polens.

In Schweden erfolgte die Ermordung Gustav's III. durch Ankarström und in Oestreich der Tod Leopold's II., der seinem Vorgänger Joseph II., alle dessen freigeistigen Schöpfungen zerstörend, bald gefolgt war. — Indeß verbreitete die französische Revolution und die Hinrichtung Ludwig's XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette auch in Petersburg, wie in allen Europäischen Cabinetten, Furcht und Schrecken und die lebhafteste Indignation. Davon wurde auch Katharina ergriffen, trotz ihres

freundlichen Briefwechsels mit den französischen Philosophen, und die vertriebenen französischen Emigranten wurden in Rußland freundlich aufgenommen, wogegen alle Franzosen, welche der demokratischen Gesinnungen verdächtig waren, ausgewiesen oder nicht über die Gränze gelassen wurden.

Katharina sagte zum Grafen Ségur, der den neuen Ideen, die damals Frankreich bewegten, anhängig war: „Ich bin nicht Demokratin, sondern Royalistin, das ist mein Geschäft!“

Die Eroberungen in Persien vermehrten ihren Ruhm.

Als sie aber gegen das Ende ihrer Tage kam, machte ein Heirathsproject, wonach sie eine ihrer Enkelinnen, Alexandra, mit dem jungen König von Schweden zu vermählen suchte, ihr viel Sorge, Freude und Kummer.

Es wurde diese Geschichte gleichsam der Nagel zu ihrem Sarge und wir fühlen uns berufen, dasselbe im Folgenden mitzutheilen.

Die Kaiserin war übrigens alt und schwach geworden. Es hatte sich in ihren Umgebungen eine Camarilla gebildet, die, ohne daß sie es bemerkte, ihre Entschließungen leitete. An der Spitze derselben stand der damalige Geliebte der Kaiserin, Platon Zubow. Dieser hatte schon durch seine Familie einen großen An-

hang. Die ganze Familie war durch Katharinens Gunst aus dem Staube zu den höchsten Würden emporgehoben.

So war Platon Zubow Gardelieutenant gewesen, als Katharina sich in seine schöne kraftvolle Gestalt verliebte. Da Potemkin todt war, so gelang es ihm leicht die Liebhaberei der alternden, ungemein wohlbeleibt gewordenen und oft kränklichen und verstimmten Kaiserin so zu benutzen, daß er selbst in kurzer Zeit die Fürstenwürde, unermeßliche Reichthümer, Ehrenämter und einträgliche Stellen für sich und alle Mitglieder seiner Familie erhielt.

Katharina ertheilte ihrem Lieblinge den Titel eines Generalfeldzeugmeisters. Er genoß das Ansehen und den Einfluß, welchen zu ihrer Zeit Orloff und Potemkin gehabt hatten. Man sah Minister, Generäle und fremde Gesandte ihm bei seiner Toilette die Aufwartung machen, weil sie wohl wußten, daß dieses das Mittel war, sich die Gunst der Kaiserin zu erwerben.

Der Vater dieses Günstlings war Vice-Gouverneur in einer entfernten Provinz und benutzte diese einflußreiche Stellung zu den schändlichsten Erpressungen, der Aussaugung, Betrügerei und Unterschlagung von Staatsgeldern. Er hatte große Magazine und Fabriketablissements zu verwalten. Diese brannten ab und er berechnete ungeheure Verluste, welche aber den wirklichen Schaden

um mehr als das Hundertfältige überstiegen. Man behauptet allgemein, er habe diese Etablissements selbst angezündet, um große Defecte zu decken. Aber die Sache wurde niedergeschlagen. Keine Behörde des Reichs wagte den Vater des Günstlings nur zur Verantwortung zu ziehen. Da man ihn aber nicht füglich in einem Gouvernement lassen konnte, wo er von der öffentlichen Meinung als Despot, Betrüger und Brandstifter gebrandmarkt war, so erhielt er in Petersburg die viel einträglichere Stellung eines Generalprocurators. Und in diesem hochwichtigen Amte, an der Spitze der Justiz, trieb er im Vertrauen auf die Macht seines Sohnes die Erpressungen und Bestechlichkeit so schamlos, fast öffentlich, daß es selbst an diesem, in Unsittlichkeit jeder Art versunkenen Hofe ein Aergerniß gab und zum Stadtgespräch wurde. — Sein Sohn wurde durch solches Gerede so empört, daß er beschloß, ihn aus diesem Amte zu entfernen; aber anstatt ihn zur Verantwortung ziehen zu lassen, bewirkte er bei der Kaiserin, daß sein Vater in eine noch einträglichere Stellung versetzt wurde und zwar als Senator nach Moskau. Auch diese Stellung wußte der alte Zubow so geschickt auszubeuten, daß er ein unermeßliches Vermögen hinterließ, als er nach einigen Jahren in Moskau starb.

Nicolaus Zubow, der älteste Sohn dieses Betrügers, war ein edler und mit Recht geschätzter Mann;

seine Schönheit und ungemeine Körperstärke erregten allgemeine Bewunderung. Er diente in Polen, wo er sich durch seine Tapferkeit auszeichnete, vermählte sich mit einer Tochter des Feldmarschalls Suwarow und zog sich nach Katharinens Tode aus dem Staatsdienst zurück, lebte dann als General und Oberstallmeister außer Dienst fern vom Hofe in Petersburg bis zur Ermordung des Kaisers Paul's I.

Valerian Zubow, Brigadier und Major in der Garde, diente gleichfalls in den polnischen Feldzügen mit Auszeichnung und verlor ein Bein durch eine Kanonenkugel, nachdem er im Jahre 1794 Generallieutenant geworden war. Die böse Welt wollte von ihm behaupten, daß er eine Zeit lang die besondere Gunst und den sinnlichen Genuß der Kaiserin mit seinem Bruder Platon getheilt habe. Später befehligte er die Armeen, welche gegen Persien operirten.

Alexander Zubow wurde zum Kammerherrn der Kaiserin erhoben. Er vermählte sich mit einer Tochter des Fürsten Wisowskoi, der den bedeutendsten Staatsämtern vorstand.

Die einzige Schwester der Gebrüder Zubow war mit dem Kammerherrn Jerobzoff vermählt. Dieses Weib war schön, aber äußerst leichtfertig, doch auch von mildherziger Gesinnung, indem sie einen Theil der reichen Geschenke, die sie sich von ihren zahlreichen und ange-

sehenen Liebhabern zu erschmeicheln wußte, zu wohlthätigen Zwecken verwendete. Ja, nicht selten versäumte sie ein verliebtes Rendezvous, um einen Armen oder Kranken zu besuchen und zu trösten. Uebrigens war ihr der ganze Hof und selbst die Etikette zuwider. Sie vermied ihn und brachte ihr ganzes Leben gewissermaßen im Negligée zu. Doch wußte sie den englischen Gesandten durch ihre ungemeine Liebenswürdigkeit an sich zu fesseln. Dieser aber benutzte sein Verhältniß zu der Schwester des Günstlings der Kaiserin, um sie durch denselben über Englands wahre Absichten zu täuschen und für die Handelsinteressen Großbritanniens so günstig zu stimmen, daß sie in dieser Hinsicht Zugeständnisse machte, die geradezu dem russischen Interesse zuwiderliefen. Zu der Partei Zubow's gehörte noch eine Menge seiner Creaturen, aber auch bedeutende Staatsmänner.

Der Partei Zubow's gegenüber stand damals im Jahre 1794 an Katharinens Hofe die Partei des Großfürsten Paul, an deren Spitze sich Ostermann, die beiden Woronzoffs und Besborodko befanden.

Sie operirten unter dem Namen des Großfürsten; dieser aber besaß schlaue Vorsicht genug, oder wenn man will, zu viel Furchtsamkeit, um sie gänzlich zu verläugnen.

Unter den Creaturen Zubow's und seinen Anhängern genossen Einige großen Einfluß am kaiserlichen Hofe.

Die Kaiserin aber bewachte sie und ihren Einfluß mit scharfen Blicken. Weder ihr zunehmendes Alter, noch ihre sich steigernden weiblichen Schwächen verhinderten sie daran, täglich mit ihren Ministern zu arbeiten.

Während die politische Intrigue von allen Seiten spielte, verfolgte Katharina einen Lieblingsplan: den jungen König von Schweden, Gustav IV., mit einer russischen Großfürstin, und zwar ihrer Enkelin Alexandra, Tochter des Großfürsten Paul, zu vermählen.

Aber dieses Project, das, sorgfältig gepflegt, eine Zeit lang den günstigsten Erfolg versprach, dann plötzlich verunglückte, bildet eine der interessantesten Episoden im Leben Katharinens, indem es durch den ihr dadurch verursachten Kummer deren letzte Krankheit und Tod herbeiführte.

2.

Die schwedische Heirathsgeschichte.

Gustav III., König von Schweden, hatte auf dem berüchtigten Maskenballe den lebensgefährlichen Schuß von Ankarström empfangen. Der Genuß einer Citronen-Eislimonade verschlimmerte seinen Zustand und er starb an den Folgen seiner tödtlichen Verwundung.

Unter Schmerzen, im letzten Todeskampfe machte der König noch ein drittes Testament. Zwei frühere waren dadurch aufgehoben. Nach allen drei Testamenten

wurde seinem noch unmündigen Sohne Gustav Adolph die Krone übertragen, jedoch unter der vormundschaftlichen Regierung seines Bruders, des Herzogs von Südermannland. Und dann wurde in diesem, wie in dem vorletzten Testament unter Anderem bestimmt, daß, in Anbetracht der ungewöhnlichen Charakterfestigkeit und der außerordentlichen Fortschritte, welche der junge Thronfolger in allen Studien gemacht habe, die Mündigkeitserklärung des jungen Gustav Adolph mit dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre desselben eintreten solle.

Die Einsetzung der Regentschaft geschah jedoch in dem letzten Testamente unter der beschränkenden Bedingung, daß dem Regenten die Generale Armfeld und Taube als Räthe beigeordnet werden sollten.

In demselben Augenblicke, als der König verschieden war, zeigte man dem Herzoge das betreffende Document. Dieser aber, nachdem er es gelesen hatte, gerieth in die höchste Aufregung und warf das Testament seines Bruders in's Feuer. Er erklärte dabei, daß die Einsetzung einer getheilten Regierungsgewalt dem Grundsatze der ungetheilten eignen Macht, die das belebende Princip der Regierung Gustav's III. gewesen sei, schnurstracks widerspreche, und nur Uebelgesinnte die letzte Krankheit des Königs benutzt haben müßten, ihm gegen sich Mißtrauen einzuflößen; daß er deshalb lieber sich der Theilnahme an der Regierung gänzlich entschlagen wolle.

Nun entstanden Intriguen und Berathungen. Der Entschluß wurde indeß gefaßt, daß von den drei Testamenten das letzte gelten solle. Dieses Testament solle zwar bekannt gemacht werden, jedoch ohne die beschränkenden Bedingungen.

Den Herzog von Südermannland gelüstete jedoch zu sehr nach der Krone, um nicht diese Bedingungen anzunehmen und sogar schriftlich dazu sich zu verpflichten. Indeß kaum hatte er sich in der Regierung festgesetzt, so berief der Herzog-Regent seinen Günstling, den Baron Reuterholm, aus Italien zurück, wohin er nach dem Reichstage von 1789 sich zurückgezogen hatte, um dem Zorne Gustav's III. zu entgehen. Dieser intriguante Günstling ging auf nichts Geringeres hinaus, als dem Herzog-Regenten die Regentschaft für immer zu sichern. Und dazu erschien ihm als das geeignetste Mittel, dem jungen Könige eine Gemahlin zu geben, die in der Dankbarkeit für ihre Erhebung zur schwedischen Königin unbedingt abhängig von dem Willen des Günstlings und des Herzog-Regenten sein würde.

Die Wahl fiel nach reiflicher Erwägung auf Luise Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Der Herzog-Regent, gewohnt, durch seinen Günstling zu denken, billigte diese Wahl vollkommen, und Beide arbeiteten nun daran, den jungen König dafür zu gewinnen.

Dieser aber erklärte mit seiner früh schon entwickelten

Festigkeit und Charakterstärke, die man Halsstarrigkeit nannte, er sei diesem Plane nicht unbedingt abgeneigt, doch sei es seinen Grundsätzen entgegen, ohne vorherige persönliche Bekanntschaft eine Gemahlin zu wählen oder seine Hand ohne sein Herz zu verschenken.

Um dem Eigensinne des Jünglings, wie sie es nannten, entgegenzuarbeiten, gaben die Urheber dieses Vermählungsplanes demselben die größtmöglichste Oeffentlichkeit. Sie ließen in Mecklenburg um die Hand der Prinzessin werben und die Ringe tauschen und lebten der Hoffnung, der junge König, der so bedacht auf seinen Ruf und seine Würde sei, werde sie nicht bloßstellen durch eine Weigerung, das zu vollbringen, was auf öffentliche und bindende Weise begonnen worden.

Sie gingen daher kühn auf dem einmal beschrittenen Wege fort. Es wurde in und außer dem Lande die Verlobung des minderjährigen Königs, wozu dieser noch keineswegs seine Zustimmung gegeben hatte, bekannt gemacht und selbst den fremden Mächten officiell angezeigt. In Mecklenburg wurde die Prinzessin als künftige Königin von Schweden proclamirt und am Hofe die herkömmlichen Beglückwünschungen angenommen.

Rußland allein machte eine Ausnahme und gratulirte dem Könige nicht, der von allen Monarchen Europas Beglückwünschungen empfing, welche die Regentschaft ohne sein Wissen in seinem Namen dankbar annahm.

Die Kaiserin Katharina bezeigte laut über diese Verlobung ihr allerhöchstes Mißfallen und erklärte, daß Gustav III. die Hand seines Sohnes einer der jungen Großfürstinnen Rußlands zugesagt habe und daß sie den Bruch dieses Versprechens als eine sehr schimpfliche Beleidigung betrachten werde.

Als Graf Schwerin nach Petersburg gesendet werden sollte, um ihr die Verlobung Gustav Adolph's anzuzeigen, gab sie, von seiner Mission im Voraus unterrichtet, Befehl, ihn nicht über die russische Gränze zu lassen. Auch hatte sie dem Gesandten einen Courier bis an die Gränze von Finnland entgegengeschickt, mit der ganz offenen Erklärung, daß sie eine andere Verlobung wünsche und dem königlichen Jünglinge nie ihre Zustimmung zu der vorhabenden geben würde.

Die Schweden überraschte diese Erklärung ungemein; aber der Herzog-Regent gab der russischen Gesandtschaft folgende Erklärung: „Der König von Schweden hatte geglaubt, daß es seine Schuldigkeit sei, bei seiner neuerlich beschlossenen Vermählung der Kaiserin von Rußland, seiner hohen Verwandten und Bundesgenossin, dieselbe Aufmerksamkeit erweisen zu müssen, welche er schon Ihren preußischen und dänischen Majestäten erwiesen hatte, an die er durch Bande der Freundschaft und Nachbarschaft geknüpft ist. Es erfüllte also Se. Maj. mit der höchsten Ueberraschung, von Ihrer Majestät der Kaiserin von

Rußland dieſe Aufmerkſamkeit nicht beantwortet zu ſehen. Der König hat in Folge deſſen beſchloſſen, fortan nicht mehr irgend eine ruſſiſche Miſſion, welche Bezug auf ein Familienverhältniß hat, abzuſenden oder anzunehmen, wie es doch bisher zwiſchen den beiden Höfen gebräuchlich geweſen iſt, was aber der König nun hiermit ein für alle Mal abſchafft."

Die Kaiſerin hätte übrigens gar nicht nöthig gehabt, einen ſo auffallenden Schritt zu thun, denn die perſönlichen Anſichten des jungen königlichen Bräutigams kamen ihren Wünſchen entgegen.

Guſtav Adolph ließ nämlich alle Feſtlichkeiten, Gratulationen in Proſa und Verſen und öffentliche Bekanntmachungen ohne Widerſpruch geſchehen; als aber der Herzog-Regent von der Abholung der hohen Braut und der Feier des hohen Beilagers zu ihm ſprach, wiederholte der junge König auf das Beſtimmteſte ſeine frühere Erklärung: daß er bei jeder Vermählung, die nicht aus ſeiner eigenen freien Wahl geſchähe, noch vor dem Altar „Nein" ſagen werde.

Der Oheim ſo wie ſein Günſtling Reuterholm kannten ihn zu gut, um den Verſuch zu machen, die Sache auf die Spitze zu treiben. Sie lenkten daher ein und veranlaßten auf diplomatiſchem Wege die Auflöſung des Verlöbniſſes mit der Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin und die gegenſeitige Rückgabe der Ringe.

Damit war nun den russischen Vermählungsplänen Thor und Thür geöffnet. Aber in diesem Vorspiel hatte der junge König Gustav Adolph eine Charakterfestigkeit bewiesen, die Katharinen und ihre Minister hätte vorsichtig machen müssen. Das geschah aber nicht, und so verschuldeten sie selbst den unglücklichen Ausgang dieser zweiten Heirathsgeschichte.

Nachdem Katharina erfahren hatte, daß die Mecklenburgische Heirathsangelegenheit des jungen Königs abgebrochen war, ernannte sie den Baron Budberg zu ihrem Chargé d'affaires in Stockholm. Ihre Wahl war gerade auf diese in Stockholm mißliebige Persönlichkeit gefallen, um damit eine Mißachtung des schwedischen Hofes zu erkennen zu geben. Der Baron Budberg, fast noch im Jünglingsalter, war doch schon am Petersburger Hofe übel berüchtigt durch seinen ungezügelten Uebermuth, der auch schon den Diplomaten fremder Cabinette bekannt geworden war. Es war mehr gereizte weibliche Empfindlichkeit als berechnende Klugheit, die zu dieser Maßregel die Veranlassung gegeben hatte.

Zudem hatte dieser rohe Mensch die Weisung empfangen, mit dominirendem Uebermuth aufzutreten, um die überlegene Macht Rußlands dem kleinen schwedischen Hofe so recht fühlbar zu machen. Das war eine In-

struction, der ein Mensch wie der Baron Budberg nur zu gern entsprach.

Als Beweis, mit welcher übermüthigen Frechheit er sich benahm, brauchen wir nur den einen Zug zu erzählen.

In einer Gesellschaft, in der die angesehensten und vornehmsten Damen sich befanden und daher alle Herren unbedeckten Hauptes erschienen, hatte er die Frechheit, stolz und trotzig mit dem Hute auf dem Kopfe einzutreten und bedeckt zu bleiben. So benahm er sich noch kurz vor seiner Vorstellung am Hofe. Der Herzog-Regent war über dieses absichtlich unartige Benehmen so indignirt, daß er nach der Ueberreichung der Creditive kein Wort mit dem russischen Chargé d'affaires sprach und mit einer Reitpeitsche wie spielend um seine Stiefel schlug, als wollte er damit sagen, er möchte wohl ein anderes Kleidungsstück auf einem andern Rücken ausklopfen.

Der Baron Budberg verbarg die eigentliche Absicht seiner Mission unter dem Vorwande, daß er von England nach Gothenburg auf der Durchreise gekommen sei, um einen Auftrag des Grafen von Artois (des nachmaligen Königs Ludwig's XVIII.) an die Kaiserin Katharina auszurichten. Nachdem er nun glaubte, durch sein Benehmen dem russischen Hof Genugthuung

verschafft zu haben, begann er eine Versöhnung desselben mit dem Hofe von Stockholm anzubahnen.

Da dieses mit den Wünschen des Herzog-Regenten übereinstimmte, so gelang es ihm bald so weit, daß der Bruder des Barons, der General Budberg, der gesendet wurde, um ihn abzulösen und sich viel feiner und zuvorkommender benahm, das Werk der Versöhnung beider Höfe vollenden konnte.

General Budberg theilte nun confidentiell dem Regenten und dessen Günstlinge die Wünsche der Kaiserin mit, welche dahin gingen, daß sie suchen möchten, den jungen König zu bereden, sich mit einer ihrer Enkelinnen zu vermählen. Verbindlich wurde noch hinzugesetzt, die Kaiserin wünsche, daß der Regent und Graf Reuterholm den jungen Monarchen auf einer Besuchsreise nach Petersburg begleiten möchten.

Auf diesen Plan ging Gustav IV. Adolph gern ein, da ihm dadurch Gelegenheit gegeben wurde, die Prinzessin persönlich kennen zu lernen, gegen deren Wahl er übrigens keine Abneigung hatte.

Und so langte er denn mit seinem Vormund-Regenten am 14. August 1796 in St. Petersburg an. Der König reiste unter dem Incognito eines Grafen von Hagen und der Herzog von Südermannland unter dem eines Grafen von Wasa. Sie stiegen bei dem schwedischen Gesandten, Generallieutenant von Redingk ab.

Die Kaiserin, die gerade im Taurischen Palast residirte, begab sich sogleich nach der Eremitage, um ihre hohen Gäste dort zu empfangen und zu bewirthen.

Seit ihrem ersten Zusammentreffen mit dem jungen König schien sie ganz entzückt von ihm zu sein. Nach ihren eigenen Worten äußerte Katharina: „Ich bin fast verliebt in ihn."

Der galante junge Monarch wollte ihr die Hand küssen; das gab sie aber nicht zu, indem sie sagte: „Nein, ich kann eine solche Huldigung nicht annehmen; denn ich werde es nie vergessen, daß der Graf von Hagen ein König ist."

„Wenn Ihre Majestät," antwortete der junge König galant, „es nicht als Kaiserin gestatten wollen, so mögen sie es wenigstens als Dame annehmen, der ich schuldigerweise die größeste Verehrung und Bewunderung zolle."

Das Zusammentreffen des siebenzehnjährigen Königs mit der noch jüngern Großfürstin war noch interessanter. Beide junge Herrschaften waren außerordentlich verlegen. Ihre Befangenheit wuchs, je mehr sie fühlten, daß die Augen des ganzen Hofes auf sie gerichtet waren. Sie hegten beide in der That vom ersten Augenblicke ihres Zusammentreffens an eine schnell erwachte zärtliche Neigung zu einander und Katharinens Wunsch war es

schon längst gewesen, eine junge Großfürstin auf dem schwedischen Thron zu sehen.

Die junge Grostfürstin Alexandra war mit der Hoffnung aufgewachsen, einst Königin von Schweden zu werden. Alles, was sie umgab, bestärkte sie in dieser Vorstellung und beherrschte unausgesetzt ihre Phantasie mit dem Bilde des jungen Königs Gustav Adolph, dessen frühzeitige Entwickelung, sowie seine ausgezeichneten Eigenschaften ihr stets im glänzendsten Lichte gezeigt wurden.

Die Kaiserin Katharina, ihre Großmutter, erzählte ihr oft lächelnd und herzlich von dem hoffnungsvollen Erben des schwedischen Thrones.

Eines Tages zeigte sie ihr ein Album, das mehrere Portraits junger Prinzen enthielt, und fragte, welchen sie sich zum Gemahl wünsche? — Die Kleine erröthete und tippte mit dem feinen Rosenfinger auf das Bild des jungen Königs von Schweden. Katharina hielt dieses für eine Eingebung Gottes. Sie hatte nicht daran gedacht, daß Alexandra lesen konnte und so aus der Unterschrift leicht erkannt hatte, daß dieser der ihr zugedachte Bräutigam sei.

Alexandra Paulowna war jetzt in einem Alter von 14 Jahren, schon erwachsen und ausgebildet, ihre Gestalt war edel und majestätisch, von allem Liebesreiz ihrer Jugend und ihres Geschlechts verschönert. Ihre

Züge waren regelmäßig, ihr Teint blendend weiß und auf ihrer hohen Stirn lag ein Ausdruck von Ruhe und Aufrichtigkeit; lichtbraunes Haar fiel in natürlichen Locken auf ihre schneeweißen Schultern herab. Ihre Kenntnisse, ihr Geist und ihr Herz entsprachen vollkommen diesem holdseligen Aeußern. Ihre Erzieherin, Frau von Willamow, hatte die trefflichsten Eigenschaften ihres Verstandes und Geistes zur reichsten Entfaltung gebracht. Geistesschärfe, Munterkeit und eine Fülle von Weichheit des Gefühls, die weit über ihre Jahre ging, hatten sie von Kindheit an ausgezeichnet und diese liebenswürdigen Eigenschaften fesselten Alle, die in ihre Nähe kamen.

Es würde auf der andern Seite aber auch schwer gewesen sein, nicht nur einen König, sondern überhaupt nur irgend einen jungen Mann zu finden, der einnehmender gewesen wäre, eine bessere Erziehung verrathen und zu größeren Hoffnungen berechtigt hätte, als der junge König von Schweden. Er war damals 17 Jahre alt, groß und schlank gewachsen, hatte einen edlen verständigen und milden Ausdruck auf seinen regelmäßigen Gesichtszügen. Er besaß allen Reiz der ersten Jugend, ohne die Mängel, die das noch unentwickelte Jugendleben eines Jünglings zu begleiten pflegen, und dabei die Würde, die in seinem Alter so selten ist. Seine Artigkeit war verbindlich und ungekünstelt. Alles, was er äußerte, war verständig und überlegt. Den meisten

Dingen widmete er eine Aufmerksamkeit, die man in solcher Jugend so selten findet.

Er zeigte eine Tiefe von Einsichten, welche die sorgfältigste Erziehung bekundete. Seine natürliche Würde verließ ihn nie und hielt ihn stets auf der Höhe seines Ranges. Die Pracht des Kaiserhofes, welche man vor seinen Augen zu entfalten bemüht war, blendete ihn nicht. Er zeigte sich an diesem großen und glänzenden Hofe ungezwungener als selbst die Großfürsten, die durchaus keine Conversation zu machen verstanden. So konnte es nicht fehlen, daß Hof und Stadt Vergleichungen zwischen dem jungen König und den jungen Großfürsten, die ziemlich von demselben Alter waren, anstellten, und diese Vergleiche fielen schmeichelhaft für den fremden Monarchen aus.

Besonders war es der zweite Enkel der Kaiserin, der junge Großfürst Constantin, der es an Kindereien und Unschicklichkeiten nicht fehlen ließ, welche die Kaiserin betrübten, so daß sie ihm einige Mal während der Anwesenheit des Königs von Schweden deshalb Arrest geben ließ.

Bei mehreren Gelegenheiten, wo sich der König in Begleitung der jungen Großfürsten zeigte, waren die Russen sehr verwundert über den Unterschied dieser Persönlichkeiten. Besonders Constantin, ein ächter roher Russe, stand gegen den König sehr zurück, Alexander

aber war bekanntlich auch eine schöne und majestätische Erscheinung. Von der Rohheit Constantin's sollte der König ein indignirter Zeuge sein; es war bei einer Waffenübung der jungen Artilleriecadetten, der Gustav mit dem lebhaftesten Interesse beiwohnte und alles Einzelne mit dem ihn begleitenden Großfürsten Alexander und den beiden umgebenden Generalen besprach, als Constantin, der dabei commandirte, durch rohes Schelten, Fluchen, Schlagen und Stoßen die Cadetten mißhandelte, wodurch er sich eine Zurechtweisung von Seiten des Gouverneurs des Cadettenhauses zuzog.

Ein anderes Mal sagte Constantin auf einem Balle bei Samoloff, den der König und der ganze Hof besuchten, zu dem Erstern: „Wissen Sie, bei wem Sie sich eigentlich befinden? — Bei der größten H... in der ganzen Stadt.“ Wegen dieser Aeußerung erhielt er Arrest von der Kaiserin.

Die vornehme Welt in Rußland ließ es sich viel kosten, der Kaiserin zu zeigen, daß sie ihre Freude theilte. Katharina wählte selbst diejenigen aus, welche ihrem hohen Gaste Festlichkeiten geben sollten und bestimmte die Tage dazu. — Unter allen Großen des Hofes zeichneten sich besonders die Grafen Strogonoff, Ostermann, Besborodko und Samoloff durch die Pracht und die Kostbarkeit ihrer Feste aus. Die Herren und Damen des Hofes überboten sich im Glanz und

Reichthum ihrer Toilette, Diamanten und Perlen, die auf ihren Kleidern, Knöpfen, Hutagraffen, Ordenssternen, Schuh- und Knieschnallen, Degengefäßen und selbst Epauletten angebracht waren. Die Generalität bemühte sich, dem Könige kriegerische Schauspiele zu geben. Vor allen andern zeichnete sich der alte General Moleffno durch ein großartiges Feuerwerk aus.

Eine fortgesetzte Bezauberung umgab den König. Dennoch benutzte er die Morgenstunden zu seiner Belehrung. Besonders durchwanderte er mit dem Regenten zu Fuß die Stadt nach allen Richtungen hin, um die Merkwürdigkeiten derselben, vorzüglich die öffentlichen Institute, in Augenschein zu nehmen. Bei allen diesen Gelegenheiten zeigte er so viel Wißbegierde, Einsicht und Verstand in seinen Fragen und Antworten, daß er dadurch schon die treffliche Erziehung, die er genossen hatte, verrieth.

Bei den Festlichkeiten, die einander täglich folgten, konnte es nicht fehlen, daß der junge König und die ihm bestimmte Braut immer näher mit einander bekannt wurden, indem sie oft sich mit einander unterhielten und tanzten. So wurden sie immer zutraulicher gegen einander und schienen gegenseitig von einander sehr entzückt zu sein. Die Kaiserin war darüber sehr vergnügt. Seit Jahren hatte sie in ihrer Familie nicht so viel Freude und Glück erlebt. Die beabsichtigte Verbindung

blieb nicht länger ein Geheimniß; sie war das Gespräch des Tages.

Katharina behandelte jetzt schon den jungen König und ihre Enkelin als Verlobte. Ja, eines Tages ermunterte sie Beide sogar zum ersten Kuß in ihrer Gegenwart. Es war in der That der erste, den die jungfräulichen Lippen der Prinzessin von einem jungen Manne empfingen, und der einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz machte, daß es später noch lange daran litt.

Indeß arbeitete man daran, die Verlobung zum förmlichen Abschluß zu bringen. Der einzige Punkt, der einige Schwierigkeiten machen zu wollen schien, war der der Religion. Katharina hatte bereits ihren Hof geprüft und sogar den Erzbischof gefragt, ob ihre Enkelin wohl ihren Glauben ändern dürfe. Die Antwort war nicht, wie sie es erwartet hatte, eine Zustimmung, sondern ausweichend lautete sie dahin: „Ew. Majestät sind allmächtig.“

Da sich die Kaiserin, die sich in Sachen des Glaubens als Patronin der Kirche betrachtete, in dieser Angelegenheit von ihrer Geistlichkeit nicht unterstützt sah, so glaubte sie noch orthodoxer als die Russen handeln zu müssen und verweigerte die gewünschte Annahme des evangelischen Glaubens, dem der schwedische Hof zugethan war, von Seiten ihrer Enkelin auf das Bestimm-

teste. Es kam noch hinzu, daß es ihrem Nationalstolz schmeichelte, den Schweden eine Königin griechischer Confession zu geben.

Je mehr sich die Schweden dadurch gedemüthigt fühlen mußten, um so mehr schmeichelte es dem Stolz Katharinens und ihrer Minister. Aber die russischen Intriguen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft gingen noch weiter in ihren Combinationen. Die Pagen und die andern vertrauten Personen, welche die junge Großfürstin als Königin von Schweden nach Stockholm begleiten würden, sollten mit Vorsicht ausgewählt werden und aus klugen und zuverlässigen Leuten bestehen, die ihre Königin stets zum Vortheile Rußlands zu leiten verständen.

Der König war verliebt und verblendet, der Herzog-Regent schon gänzlich gewonnen; man konnte sich also am russischen Hofe nicht denken, daß Gustav Adolph sich weigern würde, Bedingungen anzunehmen, welcher Art sie auch sein möchten. Doch scheute man sich, darüber förmliche Verhandlungen zu beginnen. In Privatgesprächen mit dem König hatte man diesen bedenklichen Punkt nur leise berührt. Gustav Adolph aber war ein zu feiner Hofmann, um sich in einer Unterhaltung mit der Kaiserin geradezu dagegen zu erklären. Mit Feinheit umging er jede bestimmte Erklärung und die Sache blieb in der Schwebe. Man glaubte durch

Ueberraschung zu erreichen, was durch Unterhandlung bedenklich erschien. Aber wir werden sehen, wie sehr man sich in der Festigkeit des Charakters des jungen Königs getäuscht hatte.

Die Kaiserin, überzeugt, daß Alles bis zum Abschluß feststehe, trug ihrem Günstling Zubow, der eigentlich die Intrigue leitete, und ihrem vertrauten Minister Markoff die Sorge für den Heirathscontract auf, den sie ganz ihren Ansichten gemäß und selbst mit den gewünschten Bedingungen wegen der Religion ausfertigen sollten.

Unterdessen hielt der schwedische Gesandte, Generallieutenant Redingk, in einer dazu angesetzten Audienz förmlich um die Hand der jungen Prinzessin für seinen Herrn und König an, und die feierliche Verlobung wurde auf den Abend des 21. September festgesetzt.

Dieser Abend brachte der Kaiserin einen Verdruß und eine Demüthigung, wie die hochbetagte, übrigens auf der Höhe des Glücks und der Macht stehende und dadurch verwöhnte Katharina sie nie erfahren hatte.

Der ganze Hof hatte Befehl, sich in höchster Gala im Thronsaal einzustellen. Die junge Großfürstin, als Braut geschmückt und von ihren jüngern Geschwistern umgeben, die Großfürsten Alexander und Constantin

und die Eltern der Braut, Großfürst Paul und dessen Gemahlin, die von Gatschina zur Verlobung nach Petersburg hereingekommen waren, fanden sich mit allen Herren und Damen des Hofes pünktlich um 7 Uhr im Thronsaale ein.

Die Kaiserin selbst zeigte sich in ihrer ganzen Pracht. In ihrem Anzuge vereinigte sie Alles, was europäischer Geschmack dem orientalischen Luxus hinzuzufügen vermag. Ihr Unterkleid war vom schwersten, mit Silber durchwirkten Seidenstoff, vorn herunter mit vielen Tausenden der kostbarsten Perlen gestickt. Darüber trug sie ein Oberkleid von grünem, mit großen goldenen Blumen durchwirktem Goldbrocat, das mit einer Schleppe versehen und mit dem kostbarsten Zobel besetzt war. Ihr Haar, leicht gepudert, wallte in großen Locken auf ihren weißen, vollen Nacken und nach damaliger Mode sehr frei getragenen Busen herab. Auf dem Kopfe erhob sich dieses Haar zu einer Frisur, die mit kostbaren Diamanten fast überladen war. Auf dieser Frisur schwebte eine kleine Krone, deren Reife ganz aus Brillanten bestanden und einen unschätzbaren Werth hatten. Ueber die Schulter trug sie en bandoulière so viel Ordensbänder, als nur anzubringen waren, und dazu die brillantesten aller russischen Orden. Und da Katharina immer noch Spuren ehemaliger Schönheit hatte, so suchte sie den verlorenen frischen Teint der Jugend durch stark aufgelegte weiße

und rothe Schminke zu ersetzen. Der hochgetragene Kopf gab ihr ein majestätisches Ansehen, und die ungemeine Fülle ihres wohlbeleibten Körpers würde ihr die Haltung einer achtbaren Matrone gegeben haben, wenn nicht die Würde einer solchen durch die Affectation der Jugendlichkeit und durch ihre immer noch bemerkbare Koketterie bedeutend beeinträchtigt worden wäre.

So saß sie auf einem vergoldeten, mit purpurnem Sammet überzogenen Lehnsessel, und zu beiden Seiten so wie hinter ihr standen die zum Theil schönen Damen und Herren ihres Hofes, alle so sehr überladen mit Perlen, Diamanten und Goldstickerei, daß der Petersburger Hof wohl zu den glänzendsten, aber auch in seiner sinnlosen Pracht zu den geschmacklosesten gezählt werden durfte.

Es wurde wenig und nur mit gedämpfter Stimme gesprochen. Nur von Zeit zu Zeit machte die Kaiserin in französischer Sprache eine Bemerkung, die oft so unbedeutend war, daß man sah, sie zwang sich, eine Conversation anzuregen, um nicht die peinliche Spannung einer schweigenden Erwartung noch zu erhöhen.

Man muß gestehen, es läßt sich keine peinlichere Situation denken, als es im Thronsaale des russischen Kaiserhofes an diesem Abend die Stunden von 7 bis halb 10 Uhr waren, während deren Alles vergebens auf das Erscheinen des königlichen Bräutigams harrte.

Dieser Mangel an Rücksicht und Pünktlichkeit,

wofür man das Ausbleiben des Königs anfangs hielt, da man die wahren Ursachen desselben nicht kannte, setzte Alles in Verwunderung. Doch bald zeigte sich durch das Kommen und Gehen hochgestellter Personen einige Bewegung in diesem seelenlosen, glänzenden Hofcirkel. Und man erfuhr theilweise annähernd als angebliche Ursache eine Weigerung des Königs, eine leere Formalität, wie man es nannte, zu vollziehen. Diese Mittheilung flüsterte Einer dem Andern zu. Es machte sich bald eine gewisse Unruhe im Hofcirkel bemerklich, die mit der Spannung der Erwartung zunahm. Es erschien Allen unbegreiflich, daß der junge König, wenn er nicht von einer ernsten Krankheit ergriffen sei, die Selbstherrscherin aller Reußen auf diese Weise in ihrem Thronsaale, umgeben von ihrem ganzen Hofe, warten lassen werde. Gustav Adolph erschien indessen nicht.

Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Der junge König hatte sich um 7 Uhr an den kaiserlichen Hof begeben sollen. Um 6 Uhr brachte ihm der Minister Markoff den Ehecontract, welchen der Fürst Zubow aufgesetzt hatte, zur Unterschrift. Gustav Adolph las ihn gegen alle Erwartung aufmerksam durch und war verwundert, Forderungen darin zu finden, über welche er mit der Kaiserin und ihren Ministern nicht übereingekommen war. Was ihn am meisten verletzte, war der Artikel, daß die Großfürstin als Königin im

Schlosse ihre eigene griechische Capelle, so wie ihre eigene Geistlichkeit haben solle. Dazu kamen noch gewisse politische Bedingungen, nach denen Schweden direct gegen Frankreich auftreten sollte — eine Bedingung, die man bisher ganz geheim gehalten hatte.

Der König fragte, ob man ihm diese Papiere mit der Zustimmung der Kaiserin zur Unterschrift vorlege? Auf Markoff's bejahende Antwort erklärte der König: „Die Sache geht unmöglich an. Ich will dem Gewissen der Großfürstin keinen Zwang anthun, sie mag bei ihrem Glauben bleiben; ich aber kann ihr weder eine eigene Capelle, noch einen eigenen griechischen Geistlichen, noch weniger eine russische Priesterschaft im Schlosse gewähren. Ja, sie müßte sich im Gegentheil wenigstens äußerlich zu der evangelischen Kirche halten."

Der Minister gerieth über diese Erklärung in die größte Bestürzung und Verlegenheit. Er war indeß genöthigt, die Urkunde wieder zurückzunehmen und dem Fürsten Zubow anzuzeigen, daß der König die Unterschrift verweigere. Bald jedoch kehrte er in der größten Aufregung zu dem jungen Bräutigam zurück und sagte ihm: „Die Kaiserin befindet sich bereits mit ihrem ganzen Hofe im Thronsaale. Es ist unmöglich, sie noch zu sprechen. Sie erwartet jeden Augenblick Eure Majestät. Allerhöchstdieselben werden es doch nicht auf einen offenen Bruch ankommen lassen und die Monarchin, die junge

Prinzessin, ja das ganze Kaiserreich so unerhört beleidigen!“

Auch Besborodko und Andere stellten sich nach und nach ein. Sie beschworen den König, fielen ihm zu Füßen und baten ihn, nachzugeben. Alle Schweden erklärten sich bereit, die gedachten Bedingungen anzunehmen. Der Herzog-Regent stellte die Entscheidung ganz in den Willen des Königs. Er nahm ihn bei Seite, ging einige Male mit ihm auf und ab und schien ihn überreden zu wollen. Alles vergebens; selbst die Stimme des Herzens wurde nicht erhört; die eiserne Festigkeit im Charakter des Königs vermochte Nichts zu beugen. Man hörte nur ganz laut die Antwort, die er dem Regenten gab: „Nein, nein, ich will es nicht; ich kann es nicht! — ich unterschreibe nicht!“

So widerstand er auch allen Vorstellungen und allen Bitten der russischen Minister. Als er endlich ihrer Zudringlichkeit müde wurde, zog er sich in sein Cabinet zurück und verschloß die Thür, nachdem er noch einmal und auf das Bestimmteste erklärt hatte: „Ich werde niemals eine Bedingung unterschreiben, welche geradezu gegen die Gesetze des Landes verstößt!“

Die russischen Minister blieben stumm vor Erstaunen. Eine solche Dreistigkeit des königlichen Jünglings hatten sie nie erwartet; eine solche Hartnäckigkeit, wie sie es nannten, nie für möglich gehalten, und unbegreiflich er-

schien es diesen servilen Höflingen, wie es der Potentat eines gegen Rußland so kleinen Landes nur wagen konnte, sich dem Willen einer so mächtigen Kaiserin zu widersetzen. Die Minister zogen sich zurück und beriethen unter einander, wie diese entsetzliche Katastrophe am besten der Kaiserin beizubringen sei.

Die vergeblichen Verhandlungen zwischen dem Könige und den Ministern hatten von 6 Uhr bis halb 10 Uhr Abends gedauert. Katharina und ihr Hof warteten noch immer in der peinlichsten Spannung auf das endliche Erscheinen des jungen Königs. Sie konnten unmöglich glauben, daß alle die glänzenden Aussichten auf eine schöne und geliebte Braut, auf eine reiche Ausstattung derselben, auf eine politische Verbindung mit dem mächtigen Rußland, daß die Bitten und Beschwörungen der russischen Minister, die Zustimmung der jungen Schweden, welche den König begleiteten, und des für Rußlands Interessen gewonnenen Herzog-Regenten, selbst die Furcht, durch einen solchen Scandal die mächtige Kaiserin unversöhnlich zu Schwedens Feindin zu machen, an der Entschlossenheit und Charakterfestigkeit eines siebenzehnjährigen königlichen Jünglings scheitern würden. Katharina selbst war nur zu oft durch Liebe beherrscht, um glauben zu können, daß der junge Mann noch seine leidenschaftliche Liebe zu der jungen Großfürstin Alexandra

so würde beherrschen können, um vor den geöffneten Pforten seines Himmels zurückzutreten.

Es war daher ein harter Schlag für sie, als man sich endlich genöthigt sah, der Kaiserin auf das Bestimmteste anzuzeigen, daß Alles abgebrochen sei.

Fürst Zubow war es, der ihr diese entsetzliche Mittheilung machen mußte. Er näherte sich der Kaiserin und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr. Sie stand vor Wuth zitternd auf, versuchte zu sprechen, wankte und ließ sich hinausführen. Der Großfürst, die Großfürstin und ihre Kinder folgten ihr. Was die reizende junge Alexandra empfand, beschreibt keine Feder; das Zerreißen ihrer ersten Liebe war ein Zerreißen ihres jugendlich reinen Herzens.

Kaum war die Kaiserin in ihren Gemächern angelangt, so wurde ihr unwohl. Sie bekam einen noch gelinden Anfall der Krankheit, die schon nach wenig Wochen ihr Leben endete.

Nachdem sich die Kaiserin zurückgezogen hatte, wurde der Hof unter dem Vorwande einer plötzlichen Unpäßlichkeit des jungen Königs entlassen. Die wahre Ursache wurde indeß bald bekannt. Einige waren empört über die Dreistigkeit dieses „kleinen Königs" von Schweden; Andere konnten sich nicht beruhigen über die Unvorsichtigkeit der sonst so weisen Kaiserin Katharina II., sich so leichtsinnig einem solchen Auftritt auszusetzen. Be-

sonders war man aufgebracht gegen Zubow und den Minister Markoff, die sich eingebildet hatten, die Schweden auf die gröbste und empörendste Weise überlisten zu können, indem sie geglaubt haben mußten, der König würde einen Ehecontract unterzeichnen, ohne ihn nur gelesen zu haben.

Das beklagenswertheste Opfer dieser thörichten Intrigue und unerhörten russischen Uebermuths war die reizende junge Fürstin Alexandra*). Sie hatte kaum Kraft genug, in ihre Gemächer zurückzukehren, wo sie sich, außer Stande, ihre Thränen länger zu verbergen, einem Schmerz überließ, der ihre Umgebungen tief bewegte und das holde Wesen sogar auf's Krankenlager warf.

Drei Tage nach der unvorhergesehenen Lösung eines so schönen Verhältnisses war der Namenstag der Gemahlin des jungen Großfürsten Constantin, Anna Feodorowna. Die Hofetikette schrieb für diesen Tag einen Ball vor. Niemand hatte jedoch Lust zu tanzen. Der

*) Jahre bedurfte es, um ihren Schmerz nur insoweit zu mildern, daß sie sich entschließen konnte, am 30. October 1799 mit dem Erzherzog Joseph Anton Johann, Palatinus von Ungarn, zu vermählen. Sie starb indeß noch an gebrochenem Herzen am 16. März 1801, seltsam genug an demselben Tage, an welchem auch die erste verschmähte Braut des jungen Schwedenkönigs, die damalige Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg, verstarb.

junge König erschien indeß eben so wie die Kaiserin. Diese sprach jedoch kein Wort mit ihm. Es war eine peinliche Spannung, welche aber der junge König mit vielem Tact zu tragen wußte. Der Fürst Zubow benahm sich sehr abstoßend gegen den König von Schweden. Man konnte die peinlichste Verlegenheit auf allen Gesichtern sehen. Alexandra war krank und nicht gegenwärtig. Der König tanzte mit den andern Großfürstinnen, sprach eine kurze Zeit mit dem Großfürsten Alexander und verließ das Fest, nachdem er noch artiger als je zuvor alle Anwesenden gegrüßt hatte.

Dieses Zusammentreffen und Benehmen setzte eine Selbstbeherrschung und Verstellungskunst voraus, wie sie nur an Höfen gefunden wird.

Das war das letzte Mal, daß er am russischen Hofe erschien. Die heitern Tage der Pracht und Festlichkeit hatten sich schnell in Tage der Stille und Trauer verwandelt. Niemals hat vielleicht ein König so trübe und unangenehme Stunden an einem fremden Hofe verlebt, als Gustav Adolph von Schweden nach dem Bruch seiner Verlobung.

Alle Welt war krank, oder gab wenigstens vor, es zu sein. Das Interesse, welches der junge Schwedenkönig verdiente und Alexandra in Aller Herzen erweckte, stimmte die Gemüther zu ihren Gunsten. Man beklagte sie als ein Opfer der Eitelkeit und Thorheit; man be-

klagte ihn, daß er gezwungen war ein Opfer zu bringen, welches seinem Herzen so schwer geworden sein mußte. Zubow und Markoff wurden laut und allgemein getadelt, und das Benehmen der Kaiserin konnte Niemand begreifen. Sie selbst war ein Raub des tiefsten Grams.

Es wird behauptet, ihre gedemüthigten Günstlinge hätten ihr vorgeschlagen, gegen den jungen Fürsten, welchen sie in ihrer Gewalt hatte, von ihrer Macht Gebrauch zu machen. Sie verschloß sich einen ganzen Tag in ihrer Eremitage, unter dem Vorwande, den Stiftungstag ihrer Capelle in Ruhe und Zurückgezogenheit zu feiern; eigentlich aber nur, um vor den Augen der Welt die Qualen ihrer Seele zu verbergen und mit ihren Priestern und Günstlingen zu berathen, was nun in der Verlegenheit zu thun sei, in der sie sich befand.

Man versuchte eine leise Annäherung. Der König sprach die Kaiserin allein und die Minister hielten mehrere Berathungen. Gustav Adolph erklärte nochmals, er könne die Wünsche der Kaiserin, welche den Gesetzen seines Landes widersprächen, nicht erfüllen; er beabsichtige indeß, die Stände des Reiches darum zu befragen, die er nach seiner Mündigkeit sogleich zusammenberufen werde. Hätten die Stände nichts gegen eine Königin griechischen Glaubens zu erinnern, so würde es sein höchstes Glück sein, die Großfürstin zur Gemahlin zu erhalten.

Der russische Hochmuth war außer sich, einen König

so sprechen zu hören. Man forderte ihn auf, den Ständen zu trotzen, und bot ihm im Falle eines Aufstandes russischen Beistand an. „Ich werde — antwortete der König in ächt königlicher Gesinnung — mit meinen Unterthanen keinen Krieg führen, am wenigsten, wenn ich selbst im Unrecht bin. Ich danke für diesen Beistand."

Das war nun der Erfolg einer Reise des Königs, von der man so viel erwartet hatte!

Der König reiste an dem Tage ab, an welchem eine große Festlichkeit zu Ehren des Großfürsten Paul stattfinden sollte. Das geschah acht Tage nach dem unglücklichen Bruch. Er ließ viel Kummer und Verstimmung bei der Kaiserin, viel Schmerz und Liebe bei der jungen Großfürstin zurück, die krank und schwermüthig wurde. Alle Unbefangenen schenkten ihm ihre Achtung und Theilnahme.

Trotz der unglücklichen Katastrophe tauschte man mit der üblichen Courtoisie die gewöhnlichen Geschenke aus, um sich in den Augen der Welt nicht allzusehr bloßzustellen. Die Russen waren von den geschmackvollen und kostbaren Geschenken des Königs von Schweden um so mehr überrascht, als man gewohnt war, ihn für arm und etwas genau zu halten.

Die beabsichtigte Verheirathung gab wieder einmal Veranlassung, bemerklich zu machen, wie wenig mütter-

liche Liebe Katharina für ihren Sohn Paul hegte, ja wie schonungslos sie ihn behandelte.

Obwohl der Großfürst Paul Vater der jungen Großfürstin Alexandra war, so war doch von ihm bei der ganzen Verhandlung über die projectirte Verlobung gar nicht die Rede. Er durfte eben so wenig in dieser ihn so nahe angehenden Familienangelegenheit mitsprechen, als in irgend einer Staatsangelegenheit.

Er bewohnte in dieser Zeit sein Schloß Gatschina, das entfernt von Petersburg lag. Während der ganzen sechs Wochen der Anwesenheit des königlichen Bewerbers um die Hand seiner Tochter sah man ihn nur einige Male in Petersburg. Dagegen machte die Großfürstin, um doch wenigstens den Schein einer älterlichen Theilnahme und Berücksichtigung zu retten, alle Wochen zweimal die beschwerliche Reise von Gatschina nach Petersburg und klagte: „Wenn mir alle meine Töchter bei ihrer Verheirathung so viel Mühe machen, so werde ich wohl auf der Landstraße sterben."

Der junge König nahm schon mehr achtungsvolle Rücksicht auf seine künftigen Schwiegerältern, besonders auch im Hinblick darauf, daß der Großfürst Paul einst Thronfolger sein würde, und besuchte ihn einige Male in Gatschina und seinem andern Lustschlosse Paulowsky; aber diese drei hohen Personen waren so ganz verschiedene Naturen, daß an eine freundliche Annäherung

zwischen den schwedischen Herrschaften und dem Großfürsten nicht zu denken war. Zum ersten Male im Leben theilte dieses Mal der Großfürst Paul die Ansichten seiner Mutter, ja überbot sie noch in ihren streng orthodoxen Forderungen.

Nun war alles gespannt darauf, was Katharina beginnen würde, um den Schimpf einer solchen Niederlage zu rächen. Man zweifelte nicht, daß sie sich durch verletzte Eigenliebe würde hinreißen lassen, den Schweden den Krieg zu erklären. Um plausible Vorwände für eine noch so ungerechte Kriegserklärung ist die russische Politik noch nie verlegen gewesen. Doch dieses Mal handelte Katharina mehr staatsklug, als leidenschaftlich. Sie fürchtete, durch einen Krieg gegen Schweden die Coalition der Mächte gegen Frankreich, das damals in den Flammen der Revolution glühte, zu zerstören, und ihre Kriegsmacht hatte sie nöthig, ihre Eroberungspläne im Orient auszuführen, die noch immer ihre Phantasie beschäftigten.

Auf die Erlangung der Herrschaft über Kurland und eine dritte Theilung von Polen wußte sie durch politische Intriguen, in deren Durchführung die russische Diplomatie stets Meister gewesen ist, einzuwirken.

Uebrigens begann seit dem unglücklichen Erfolg der schwedischen Heirathsgeschichte ihre zunehmende Kränklichkeit, die mit ihrem plötzlichen Tode endete.

Wir übergehen noch eine Reihe politischer Ereignisse und begnügen uns mit einer Schilderung ihrer letzten Tage.

3.

Katharinens letzte Krankheit und Tod.

Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß die verunglückten Verhandlungen mit dem Könige von Schweden wegen der Vermählung mit Katharinens Enkelin, der Aerger über das Fehlschlagen dieses Projects, der Groll über diese Verletzung ihres Stolzes, und besonders die ungeheure Aufregung ihres Gemüths bei den rastlosen Anstrengungen der unaufhörlichen Festlichkeiten die nächste Veranlassung ihres bald nachher erfolgten Ablebens gewesen ist.

Sechs Wochen lang waren Feste an Feste gereiht und Katharinens Eitelkeit verschmähte es, sich die Bequemlichkeiten zu gewähren, welche ihrem Alter angemessen gewesen wären, z. B. die des Gebrauchs eines Rollstuhls oder Trageſessels. Sie wollte immer noch jugendlich erscheinen.

Seit langer Zeit schon wurde ihr das Treppensteigen und Ankleiden beschwerlich. Sie war in ihren letzten Jahren beinahe unförmlich dick geworden und litt fortwährend an geschwollenen Beinen, die öfter auf-

brachen und ihr viel Schmerzen verursachten. Hatte ihr auch der Gebrauch kalter Fußbäder einige Milderung verschafft, so machten doch die vielen Nachtwachen bei den täglichen Hoffesten das Uebel noch immer schlimmer.

Schon bei der Nachricht von Gustav's Weigerung, den Ehecontract zu unterzeichnen, hatte sie ein schlagartiger Zufall angewandelt.

Die Selbstbeherrschung, welche es ihr am folgenden Tage kostete, ihren Aerger über die Widerspenstigkeit des „kleinen Königs" sich nicht merken zu lassen, vermehrte ihr den Blutandrang nach dem Kopfe. Von Tage zu Tage wurde sie unwohler.

Der Aberglauben der Russen kam hinzu, ihre Umgebungen ängstlich zu machen. Man glaubte ein Wahrzeichen am Himmel gesehen zu haben, welches ihren Tod prophezeien sollte. Es war nichts weiter, als eine Sternschnuppe, die gerade, als Katharina sich mit dem jungen König von Schweden zu einem Balle bei einem ihrer Günstlinge begab, über ihr vom Himmel herab in die Newa fiel. „Katharinens Stern ist gefallen!" hieß es im Volke, „das bedeutet ihren baldigen Tod." Da die kaiserliche Gruft gerade in derselben Richtung lag, so zweifelte Niemand an der Wahrheit dieser Prophezeiung.

Am 4. November 1794 war die Kaiserin noch besonders heiterer Laune gewesen, weil sie über Lübeck Nachricht erhalten hatte, daß Moreau sich hinter den

Rhein mit der Armee der französischen Republik habe zurückziehen müssen.

Als einen Beweis ihrer guten Laune und des seltsamen Styls, der damals für geistreich galt, können wir ein Billet mittheilen, welches sie bei dieser Veranlassung an den östreichischen Botschafter schrieb. „Ich eile," hieß es darin, „der excellenten Excellenz zu melden, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes die Franzosen total geschlagen haben."

Ungemein vergnügt, obgleich etwas früher wie gewöhnlich, verließ sie an demselben Abend die Gesellschaft, welche sie in der kleinen Eremitage um sich versammelt hatte, indem sie lachend sagte: „Von dem vielen Lachen habe ich Leibweh bekommen!"

Am folgenden Morgen stand sie wie gewöhnlich auf. Nachdem sie eine kurze Zeit sich mit ihrem Favoriten unterhalten hatte, trank sie, wie gewöhnlich, ihren Kaffee und arbeitete eine Stunde mit ihren Cabinetssecretairen; dann entließ sie diese und befahl ihnen, im Vorzimmer zu warten, bis sie dieselben rufen lassen würde. Auch ihre Damen fanden sich ein, um zu warten, bis die Kaiserin wieder aus ihrem Cabinet heraustreten würde. Endlich dauerte es doch den Wartenden zu lange und der diensthabende Kammerdiener, der auch im Innern des Gemachs nicht das mindeste Geräusch hörte, öffnete vorsichtig die Thür, und zu nicht geringem

Schrecken sah man jetzt die Kaiserin Katharina II. zwischen der Thür des Alkovens und der Garderobe am Boden liegen. Sie war schon besinnungslos und ohne Bewegung.

Nun wurden schleunigst der Favorit und die Aerzte herbeigeholt; zwei Aderlässe und Lavements wurden angewendet und wirkten auch so weit, daß sich der Pulsschlag wieder fühlbar machte; allein weitere Zeichen von Leben waren nicht hervorzubringen gewesen.

Zubow benachrichtigte sogleich die Grafen Soltikoff und Besborodko von dem Vorgefallenen und schickte seinen Bruder, den Kammerherrn, als Courier nach Gatschina, wo der Großfürst Paul residirte.

Bis 11 Uhr war jedoch nur die nächste Umgebung von dem Zustande der Kaiserin Katharina unterrichtet. Erst um diese Zeit, wo sie gewohnt war, die jungen Großfürsten bei sich zu sehen, wurde bekannt, daß sie krank sei. Nachmittags um ein Uhr verbreitete sich diese Nachricht schon in der Residenz. Man flüsterte einander diese Nachricht zu und das konnte für einen großen Freundschaftsdienst gelten; denn bei der Katastrophe eines Regierungswechsels hatte Jeder seine Maßregeln zu treffen.

Der Großfürst Paul kam um acht Uhr im kaiserlichen Palaste an, wo die größeste Verwirrung herrschte. Seine Ankunft brachte wieder ein Paar Günstlinge zum Vorschein; denn die Minister und alle Großen des Reichs

dachten nur an den bevorstehenden Regierungswechsel und ordneten in der größesten Eile ihre Geschäfte. Die Zügel der laufenden Angelegenheiten zu halten, daran dachte kein Mensch.

Bald stand um Katharinens Sterbelager die ganze kaiserliche Familie versammelt. Die Großfürstinnen, der Großfürst Alexander und einige Höflinge, die mit Katharinens Tode ihre Existenz bedroht sahen, zerflossen in Thränen.

Von Minute zu Minute erwartete man das Ableben der Kaiserin; allein noch die folgende Nacht verging und ihr hoffnungsloser Zustand blieb derselbe. Unbeweglich, ohne einen Laut von Schmerz, lag sie da und die Versammelten wichen nicht von ihrer Seite. Sie gönnten sich keine Stunde Schlaf. Paul allein dachte daran, was er nach dem erfolgten Tode seiner, eben nicht besonders von ihm geliebten Mutter zunächst vorzunehmen habe. Er ertheilte deshalb Befehle mit der Genauigkeit und Sorgfalt eines Theater-Maschinenmeisters.

Seine Officiere aus Gatschina, wo er, wie einst Peter III. in Oranienbaum, sich damit beschäftigt hatte, sein Regiment zu exerciren, kamen nach und nach an, und die wunderlichen Uniformen, welche ihnen Paul's sonderbare Laune gegeben hatte, bildeten einen seltsamen Contrast mit den übrigen Anwesenden, die sich nach und

nach vor den neuen Ankömmlingen, als den Trabanten der neu aufgehenden Czarensonne, in den Hintergrund zurückzogen.

Am andern Tage endlich, gegen 10 Uhr Abends, trat eine auffallende Verschlimmerung im Zustande der Kaiserin ein. Sie fing so schrecklich zu röcheln an, daß man die Großfürstinnen in die anstoßenden Gemächer entfernte; endlich stieß sie plötzlich einen heftigen Schrei aus, den man in den entferntesten Zimmern hören konnte — und war nicht mehr.

So hatte sie 37 Stunden bewußtlos im Sterben gelegen.

Für Paul war es ein Glück, daß sie so plötzlich vom Tode überrascht wurde. Hätte sie in ihren letzten Stunden noch Besonnenheit gehabt und ihren Willen ausdrücken können, so würde sie ihren Sohn Paul, den sie um fünfunddreißig Regierungsjahre gebracht hatte, auch noch völlig von der Thronfolge ausgeschlossen und diese auf ihren Enkel Alexander übertragen haben.

Sie ließ bei ihren Lebzeiten das Reich ganz willkürlich von ihren Favoriten beherrschen, während der Thronfolger Paul niemals in Staatsangelegenheiten ein Wort mitreden durfte. Selbst über seine Kinder hatte er keine Gewalt. Katharina ließ sie fern von ihm und ihrer Mutter erziehen, ohne daß Beide nur den geringsten

Einfluß auf diese Erziehung hatten. Nur Feigheit und Gefühllosigkeit konnten einem Vater die Geduld geben, die zartesten Familienbande so verhöhnen zu lassen. Durch sein folgendes Leben hat sich indeß bestätigt, was Zeitgenossen über ihn urtheilten: „Er läßt sich wie ein Sclave behandeln; aber wehe, wenn er einst Herr wird; er muß dann als Tyrann herrschen.“

Kaum war die Kaiserin verschieden, als sich Paul's Gemahlin mit allen ihren Kindern ihm zu Füßen warf, indem sie die Ersten waren, die ihm als Kaiser huldigten. Er hob sie auf, umarmte Alle und versicherte sie seiner väterlichen und kaiserlichen Huld.

Dann kamen die Höflinge und Generale, um ihm den Eid der Treue zu leisten. Die Garde rückte vor den Palast, um dem neuen Kaiser zu huldigen und mit den von Gatschina eintreffenden Haustruppen Paul's sich zu verbrüdern. Darauf begab er sich in den Senat und ließ sich von demselben huldigen. Darüber verstrich diese Nacht, ohne daß Unordnungen vorgefallen wären.

Am folgenden Morgen wurde der Thronfolger als Paul I. zum Kaiser aller Reußen ausgerufen und sein Sohn Alexander als Cäsarewitsch und Thronfolger proclamirt.

Und einer der allerwichtigsten Regierungswechsel war damit im russischen Reiche in's Leben getreten, wenig Heil bringend sowohl dem Reiche, als dem selbst, der

auf den Thron erhoben war, ohne auch nur eine der Eigenschaften eines guten Regenten, wohl aber viele eines launigen, unsinnigen und barbarischen Despoten zu besitzen.

4.

Katharinens Charakteristik.

Wir haben Katharina II. in ihrer Größe, wie in ihren Fehlern und Schwächen, ja in ihren Verbrechen dargestellt, so daß sich unsere Leser selbst ein Urtheil über diese unstreitig merkwürdigste Frau ihres Jahrhunderts werden bilden können.

Es ist begreiflich, daß der Richterstuhl der Geschichte in seinen Urtheilen darüber weit aus einander geht.

Daß besoldete Federn eines Voltaire und anderer officieller Schmeichler sie in den Himmel erhoben, daß die Chronique scandaleuse, welche meistens in französischen Memoiren vertreten war, sie tief erniedrigte und kein gutes Haar an ihr ließ, darf nicht verwundern. Geschichtschreiber, je nach ihrem Standpunkte, sprachen ihr den Titel Katharina die Große zu, indem sie nur pragmatische Geschichte schrieben und, blind für das Privatleben der Kaiserin, allein in der Vergrößerung Rußlands ihr Größe erkannten und nicht einmal tiefer blickten in den Zustand des russischen Reichs, wie er sich

unter einer so schamlosen Günstlingsherrschaft, die nur in jenem Jahrhundert der Sittenlosigkeit an den galanten Höfen Europa's und unter einem so frivolen, barbarischen Volke, wie damals Rußland darbot, eine Möglichkeit war.

Doch werfen wir noch einige Rückblicke auf ihren Charakter und auf ihre Regierungsweise, und es wird sich an ihr bestätigen, was der Dichter sagt:

„Was ist der Mensch? halb Thier, halb Engel ꝛc."

Der alles Maß überschreitende Luxus am kaiserlichen Hofe konnte nur von den wenigen reichen Familien, oder den mit Reichthümern überschütteten Günstlingen, ohne Nachtheil getragen werden. Aber viele Adelsfamilien richteten sich dadurch zu Grunde und was noch schlimmer war, diese Prunksucht verbreitete sich in Petersburg unter dem Bürgerstande. Die Bürgerfrauen wollten es im Diamantenschmuck den Damen am Hofe gleichthun. So wurden im Kaufmannsstande und dem der Gewerbtreibenden große Capitalien dem Geschäft entzogen und bei großen todten Capitalien, die sie in Diamanten besaßen, fehlte das Betriebscapital und folgte der Bankerott. Dadurch aber wurden viele Millionen dem Handel, dem Gewerbfleiße und der Landwirthschaft entzogen, und das war einer der Gründe, weßhalb solche Nahrungszweige in Rußland nie zur Blüthe kommen konnten.

Katharinens Hauptlaster war bekanntlich ihre unersättliche Sinnlichkeit, die noch im höhern Alter auf eine empörende Weise zunahm. Sie glaubte durch ihre Macht sich berechtigt, dieser ihrer Liebhaberei eine gewisse Oeffentlichkeit zu geben, indem sie das Favorisat zu einem der ersten Ehrenämter am Hofe erhob.

Merkwürdig genug konnte die weltbekannte Unordnung ihrer Sitten dem Respect, den sie durch die Majestät ihrer Erscheinung einzuflößen suchte, keinen Abbruch thun. Sie hielt auf äußern Anstand in ihrer Gegenwart und verlangte, daß man ihr die Ausnahmsstellung zuerkannte, wonach sie, als Selbstherrscherin von Rußland, sich Alles erlauben durfte, was ihr beliebte.

In ihrem Liebesverhältnisse war sie indeß mehr Weib, als Kaiserin. Durch reizende Koketterie wußte sie ihre Liebhaber anzulocken und zu ermuthigen, das Aeußerste zu wagen, und durch liebenswürdige Hingebung sie an sich zu fesseln.

Da sie bei der Wahl ihrer Liebhaber meistens nur auf äußere körperliche Eigenschaften, der Jugend, Schönheit und Körperkraft sah und ihre Günstlinge oft aus den untersten Graden des Militairstandes zu der Fürstenwürde, vom armen Unterofficier zum allmächtigen Staatsmann und überreichen Krösus erhob, so konnte es nicht fehlen, daß sie bei aller äußerer Politur, die sich das

angeborene Nachahmungstalent des Russen leicht aneignet, noch viele innere Rohheit mit in den Kauf nehmen mußte und die Chronique scandaleuse sagt gewiß nicht zu viel, wenn sie behauptet, daß sie von ihren gewaltigen Günstlingen Gregorius Orloff und Potemkin selbst körperliche Mißhandlungen erduldet und ihnen nur Thränen entgegengesetzt habe.

Während an allen anderen Höfen die Geliebten der Herrscherin im Dunkeln bleiben, oder wenigstens vor der Welt eine andere Stellung und Existenz haben, hatte Katharina das Favorisat zu dem ersten Ehrenamte am Hofe gemacht und mit den wichtigsten Vorrechten ausgestattet. Bei ihrer großen Veränderlichkeit in ihren sinnlichen Neigungen blieb dieses seltsame Hofamt kaum einen Tag unbesetzt. Wie muß diese Frau, deren Geist und Genialität selbst ihre Feinde anerkennen, die Russen verachtet haben, daß sie ihnen so öffentlich ein Beispiel von Unsittlichkeit gab, und doch von dem Volke Ehrfurcht forderte und erhielt.

Man hat berechnet, daß die schändlichen Orgien, welche Ludwig XIV. in seinem berüchtigten Hirschpark feierte, Frankreich mehr als 200 Millionen Livres gekostet haben, ohne die ungeheueren Summen zu rechnen, welche die beiden Maitresses en titre hinwegrafften. Dagegen schätzte man die Summen, welche Katharina an ihre Günstlinge allein durch Schenkungen verschwen-

dete, nur annähernd auf zweiundneunzig Millionen achtmal hundert und zwanzigtausend Silberrubel. Fürst Potemkin steht auf dieser Liste mit 50 Millionen, die Brüder Orloff mit 17 Millionen Rubel. Der jährliche Unterhalt eines Favoriten war auf 200,000 Rubel festgesetzt. So ungeheuer diese Summen auch scheinen, so waren sie damals gering gegen die geheimen Geschenke, welche Katharinens verschwenderische Freigebigkeit ihren Günstlingen außerdem noch machte, und noch größer waren die Summen, welche diese durch ihre einflußreiche Stellung durch fremde Gesandte an Bestechungen oder sonst durch Erpressungen sich zu erwerben wußten.

Dagegen war dem Großfürsten, ihrem Sohne, den Katharina nicht liebte, eine kärgliche Apanage von 30,000 Rubel jährlich ausgesetzt, womit er kaum die Kosten seiner bescheidenen Hofhaltung bestreiten konnte.

Es konnte nicht fehlen, daß dadurch die Finanzen ihres ungeheuern Reichs zerrüttet wurden. Es konnten die Mittel zur Bestreitung der Summen für ihre Liebhaberei nur durch neue Belastung und zahllose Bedrückungen ihrer Unterthanen herbeigeschafft werden, wobei man den Gouverneurs der Provinzen ihren Antheil am Raube unverkümmert lassen mußte, wenn sie nur viel Geld erpreßten, gleichviel durch welche Mittel und Wege.

Katharina hat zu viel Glanz über ihre Regierung

verbreitet, zu viel Aufsehen mit ihren Eroberungen in Europa gemacht, um nicht von reichlich bezahlten Schmeichlern vergöttert und unter dem Beinamen: „die Große" gefeiert zu werden. So hat sie durch Eroberungen von der Pforte in den Friedensschlüssen von 1774, 1783 und 1791, ferner durch die drei Theilungen Polens und die Unterwerfung von Kurland im Ganzen ihr ungeheueres Reich um 6,982,271 Seelen auf 526,012 Quadrat-Meilen vergrößert. Wer aber in das Innere ihres weiten Reichs zu blicken vermochte, der erkannte leicht, daß es mit allen diesen Academien der schönen Künste und Wissenschaften nur oberflächlicher Schein war, nur äußerer Glanz ohne alle Frucht für das Volksleben, dessen Zustände innerlich roh und faul waren.

Ihre ehrgeizigen Vergrößerungs- und Plünderungspläne, ihre schlauen und habsüchtigen politischen Intriguen sind indeß von den russischen Autokraten bis auf die neuere Zeit mit ehrgeiziger Begierde ergriffen, indem Nicolaus I. ihre Projecte von der Beerbung des kranken Mannes, wie Voltaire zuerst die Türkei nannte, wieder aufnahm und den mörderischen Krieg in Europa entzündete.

Gebe der Himmel, daß die jetzt von Rußland bewiesene Mäßigung Alexander's II. mit Entsagung auf seine ererbten Ansprüche eine aufrichtige sei.

III.

Paul I.

Dessen Despotismus und Ermordung.

III.

Theil I.

Reflexion, Reception und Erwerbung.

I.

Despotismus und Charakterzüge vom Kaiser Paul I.

1.

Paul als Großfürst und die Großfürstin.

Der Großfürst Paul und seine zweite Gemahlin, eine Prinzessin von Würtemberg, hatten zwanzig Jahre lang unter Katharinens Bedrückung mit der spärlichsten Apanage ein vielfach bedrängtes Leben geführt, als sie nach dem Tode derselben den russischen Thron bestiegen.

Ihre Ehe war keine glückliche; denn nur die himmlische Geduld der Großfürstin konnte diese wunderlichen, pedantischen Gewohnheiten und bis zum Wahnsinn despotischen Launen, die sich schon bei dem Großfürsten auf seinem Lustschlosse Gatschina, wo er sich gehen lassen konnte, zeigten, während er sich mit serviler Unterwürfigkeit dem Willen seiner Mutter und ihrer Günstlinge fügte, ertragen, ohne nur einen Laut der Klage zu erheben.

Noch tiefer wurde ihr Herz verwundet durch die ausschweifende Lebensart, zu der sich der Großfürst unter dem verführenden Einflusse eines französischen Kammerdieners und nicht ohne Vorwissen und Billigung der Kaiserin Katharina hinreißen ließ, der man nachsagte, sie habe ihn durch Verleitung zu Ausschweifungen zu Grunde richten und regierungsunfähig machen wollen.

Die arme Frau hatte auch noch an einem früheren Kummer zu tragen.

Kaum war die im Wochenbett so schändlich ermordete erste Gemahlin des Großfürsten in der Familiengruft des kaiserlichen Hauses beigesetzt, so dachte auch Katharina schon daran, ihm eine andere Gemahlin zu geben. Ihre Wahl fiel auf eine würtembergische Prinzessin; diese aber war schon mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt verlobt. Mit diesem liebenswürdigen Prinzen war sie zugleich durch eine wahre Herzensneigung verbunden; aber in jenen Zeiten war es allein die Politik, welche die Verbindungen unter fürstlichen Personen schloß. Das Herz kam dabei nicht in Frage, und die mit einander vermählt wurden, besonders die Prinzessinnen, hatten keine Stimme bei einer solchen Allianz, welche als eine Staatsaction behandelt wurde.

So übernahm es denn auch der Prinz Heinrich von Preußen, diese Verlobung seiner Schwestertochter rückgängig zu machen, da er es für ein weit größeres

Glück hielt, einmal Kaiserin von Rußland zu werden, als die Gemahlin eines kleinen deutschen Fürsten. Er nahm den Großfürsten Paul mit nach Berlin, wo ihm zu Ehren, eben so wie in Potsdam und Reinsberg, die glänzendsten Feste, Paraden und Revuen gegeben wurden, und bei dieser Gelegenheit sah der Großfürst Paul die junge schöne würtembergische Prinzessin, welche ihm so gefiel, daß alsbald die Verlobung vollzogen wurde. Nachdem die Prinzessin den griechischen Glauben angenommen hatte, erfolgte in Petersburg die glänzendste Vermählung beider so ungleichen Persönlichkeiten.

Sie hatte indeß ein leidendes, duldsames und nachgiebiges Gemüth und aus dieser so unglücklichen Ehe schenkte sie doch ihrem Gemahl vier Prinzen und fünf Prinzessinnen. Unter diesen spielten nur eine Rolle in der Weltgeschichte: Alexander (geb. 1777), Constantin (geb. 1779) und Nicolaus (geb. 1796). Unter den Prinzessinnen erhielt die älteste, Alexandra Paulowna (geb. 1783), durch die verunglückte schwedische Heirathsgeschichte eine traurige Berühmtheit.

Wir enthalten uns, tiefer in Paul's Leben als Großfürst einzugehen, da dieses ziemlich im Dunkeln blieb und zudem sein so lange unterdrückt gewesener Charakter sich erst entwickeln konnte, als er zur freien Selbstbestimmung seines Willens als Selbstherrscher aller Reußen kam.

Da war es, wo er sich für dreißigjährige Beraubung aller Thronrechte und schmachvolle Unterdrückung aus tiefster serviler Erniedrigung erhob und das ihm widerfahrene Unrecht durch eine an Wahnsinn gränzende launenhafte Tyrannei an seinen unterdrückten Völkern, seinen Umgebungen und Allen, die seine unvernünftige Wuth erreichen konnte, zu rächen suchte.

2.

Sein Benehmen gegen die todte Kaiserin.

Paul war nicht ganz ohne natürliche gute Anlagen. Er besaß Gefühl für Recht und Billigkeit; aber die Vernachlässigung seiner Bildung und die Geringschätzung, mit welcher seine Mutter ihn behandelte, unterdrückten diese ihm angeborenen Gefühle, so daß sie nie zur besonnenen Anwendung kommen konnten. Desto ungezügelter ließ er seine barbarischen Launen und Leidenschaften gehen.

Der erste Gegenstand seiner Rache war seine Mutter, unter deren Druck er sich so lange mit tiefem Groll im Herzen gebeugt hatte.

Gegen die Lebende hatte er Nichts gewagt, um sich zu rächen; desto muthvoller erhob sich der Feigling gegen die Leiche der Kaiserin Katharina, die er auf eine Weise beschimpfte, welche Schmeichler noch als Pietät eines

guten Sohnes auslegen konnten. Er ließ die allerdings sehr verborgene Gruft seines Vaters im Alexander-Newsky-Kloster aufsuchen, und als sie gefunden war, den Sarg öffnen, und betrachtete ohne Thränen oder merkliche Erschütterung die mehr als halb vermoderte Leiche seines ermordeten Vaters, und diese in Lumpen gehüllten Ueberreste eines kaum noch zu erkennenden menschlichen Leichnams ließ er in Purpur kleiden und auf dem Katafalk neben der Leiche seiner Mutter in offenen Sarkophagen der Verehrung des Volkes ausstellen. Das Volk küßte mit gleicher Verehrung die Hand Katharina II., als den prachtvollen Sarkophag Peter's III.

Es war begreiflich, daß dadurch die Erinnerung an das entsetzliche Gerücht, daß Katharina ihren Gemahl habe ermorden lassen, um allein zu herrschen, wieder aufgeweckt wurde. Und damit Niemand daran zweifeln durfte, daß es galt, noch im Grabe die Ehre seiner Mutter zu beflecken, verbannte er gleichzeitig alle noch in Petersburg in großem Ansehen lebenden Theilnehmer des an Peter III. verübten Mordes, die auch bei der Kaiserin in so hohen Gnaden gestanden hatten, in die entferntesten Provinzen des Reichs, und um auch von einer andern Seite ihr Andenken zu beflecken und zugleich seiner Rachsucht gegen seinen früheren Unterdrücker zu fröhnen, gab er den schon erwähnten Befehl: Potemkin's Leiche wieder auszugraben und sie offen und unbekleidet

in dem Stadtgraben zu Mohilew den Hunden und den Raben zum Fraß hinzuwerfen und das von Katharina befohlene Denkmal Potemkin's nicht zu vollenden. Auch verwies er den letzten Günstling seiner Mutter, den Fürsten Zubow, in einem Anfalle übler Laune vom Hofe und von Petersburg, nachdem er früher durch dessen insinuirendes Wesen sich veranlaßt gesehen hatte, ihn in alle seine Staats- und Ehrenämter wieder einzusetzen; indeß in einer Wandlung seiner Laune rief er ihn zurück und schenkte ihm seine Gnade wieder.

3.

Seine wunderliche Regierungsweise und unsinniger Despotismus.

Wunderlich war seine Regierungsweise und sein Despotismus gränzte an Wahnsinn.

Paul I. hatte in früheren Zeiten den Vater Friedrich's II., den König Friedrich Wilhelm I., mit seiner Cultur des Zopf- und Gamaschendienstes, dem Prügeln und Fluchen auf den Paraden des Riesenregiments, dem Pudern der Soldatenköpfe, mit der pedantischen Inspection der Uniformknöpfe, als das Ideal eines trefflichen Regenten anerkannt. Dieses preußische Soldatensystem war sein Idol geworden, besonders seitdem er in Berlin so ehrenvoll aufgenommen war und die dortigen

Paraden gesehen hatte. Später kam noch eine Vorliebe für Ludwig XIV. hinzu, von dem ihm sein vertrauter französischer Kammerdiener viel Sonderbarkeiten und ausschweifende Amüsements erzählte, und so pflegte er zu sagen: „Früh Morgens will ich Friedrich II. und Abends Ludwig XIV. sein.“

Wankelmuth und Launen bestimmten überhaupt seine Handlungsweise. Leidenschaftlich und unüberlegt folgte er nur den Eingebungen des Augenblicks.

Wenn auch von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, so hatte er doch Zeit genug gehabt, die zahllosen Mißbräuche und Mängel der bisherigen Verwaltung unter der Herrschaft Katharinens und ihrer Günstlinge kennen zu lernen. Was ihm in dieser Hinsicht nicht selbst aufgefallen war, hatten ihm die mit der Regierung höchst unzufriedenen Geistlichen zugetragen. Anstatt nun seine Regierung mit Abstellung aller dieser Fehler und Mißbräuche zu beginnen, widmete er die meiste Zeit schon vom ersten Tage seiner Regierung an den kleinlichsten Angelegenheiten des Soldatenwesens. Und so fuhr er während seiner ganzen Regierungszeit fort.

Umgeben von Modellen aller Art Waffen- und Munitionsstücke, verwendete er mehrere Stunden auf Bestimmungen über die Form der Hüte, Stiefel, Gamaschen, Zöpfe u. s. w., die in der ganzen Armee eingeführt werden sollten.

Wie Ludwig XVI. der beste Schlosser war, so war Paul I. in der ganzen russischen Armee der beste Knopfputzer, wenn ihn nicht vielleicht in dieser Hinsicht sein Sohn Constantin noch übertroffen hätte.

Paul hatte sich aus dem Schnitt der preußischen und der französischen Uniform eine neue, wunderliche Phantasie-Uniform zusammengesetzt. Wer damit bekleidet zuerst bei Hofe erschien, hatte sein Glück gemacht und konnte auf die Huld und Gnade des Kaisers rechnen.

Wer zu lange mit der Anlegung der seltsamen Uniform nach dem Muster seines Leibregiments zu Gatschina zögerte, konnte seiner fühlbaren Ungnade nicht entgehen, mochte er auch noch so viel Verdienste besitzen, die Niemanden gegen den Zorn des Kaisers schützen konnten.

Unter den Soldaten sprach sich allgemein die höchste Unzufriedenheit über diese ihnen lächerlich vorkommende erzwungene Veränderung in der Uniformirung aus. Der alte Feldmarschall Suwarow äußerte sich darüber sarkastisch ganz öffentlich: „Mit Puder (poudre) kann man keine Kanonen laden, mit Locken nicht schießen und mit Zöpfen nicht spießen.“ Das geschah, als Suwarow den Befehl erhielt, sein Armeecorps nach den neuen Mustern zu uniformiren.

Sein Bonmot ging von Mund zu Mund und wurde endlich dem Kaiser Paul zugetragen. Dieser

wurde so wüthend, daß er den bedeutendsten Feldherrn und den tüchtigsten General der ganzen Armee, den selbst im Auslande berühmten Türkenbesieger Suwarow, ohne Rücksicht auf seine Verdienste sofort verabschiedete.

Doch nicht allein im russischen Heere wurden die neuen Kleiderformen nach Paul's seltsamem Geschmack eingeführt; sondern auch im Civilstande wurden die runden Hüte, eine Mode, welche sich von Frankreich aus über ganz Europa verbreitet hatte, auf das Strengste verboten.

Paul gab in einer plötzlichen Laune an Militair und Polizei den Befehl, allen Leuten vom Civilstande, mochten sie zum Hof- oder Staatsdienst gehören oder nicht, die runde Hüte trügen, diese vom Kopfe zu reißen und zu zertreten oder zu zerhacken.

So unsinnig und unberechtigt dieser wunderliche Befehl des Despoten auch war, so trugen die servilen Behörden doch kein Bedenken, denselben durch Kosaken und Polizeidiener auf das Roheste ausführen zu lassen. An Gelegenheit zu einem solchen Scandal konnte es nicht fehlen, da das Verbot der runden Hüte gar nicht öffentlich bekannt gemacht worden war und im übertriebenen Diensteifer gab es noch Kantschuhhiebe dazu.

So unter Andern betraf es auch einen Engländer, der, in einem Schlitten fahrend, einen runden Hut auf dem Kopfe trug. Der Schlitten wurde sogleich angehalten.

Der Kosak nahm dem Engländer, ohne ein Wort zu sagen, seinen Hut ab, zerhackte denselben mit dem Säbel und rief dem Kutscher ein „Pascholl!“ (Vorwärts!) zu, als wäre die Sache damit abgemacht; aber der auf ihm unerklärliche Weise seines Hutes beraubte Engländer, sprang aus dem Schlitten, ergriff den Soldaten, den er für einen Dieb hielt, beim Kragen und warf ihn zu Boden, indem er ihm den Rest seines Hutes entriß. Zugleich rief er die Wache zu Hülfe, um den vermeintlichen Dieb zu verhaften. Der herbeieilende Officier hatte indeß nichts Eiligeres zu thun, als auf den Engländer loszuschlagen und an die Polizei abzuliefern. Gleich nach einem strengen Verhöre entlassen, fuhr der Engländer zum englischen Gesandten und brachte seine Beschwerde vor. Dieser kannte den Befehl und begab sich zum Kaiser, um sich zu beschweren, daß derselbe auch auf freie Engländer, die unter seinem Schutze stünden, ausgedehnt werden sollte. Kaiser Paul I., der im Grunde eine feige Natur war, wollte es doch auch mit den Engländern nicht verderben und entschuldigte sich mit einem Mißverständnisse, indem er, in der Meinung, daß die runden Hüte englische Nationaltracht seien, erklärte, das Verbot beziehe sich nicht auf Fremde, die in Rußland noch nicht naturalisirt seien. Und in diesem Sinne erließ er einen Befehl an die Polizeibehörde.

Von nun an waren die runden Hüte nicht mehr unbedingt proscribirt; aber wer einen trug, wurde auf die Polizei geschleppt und mußte sich legitimiren, ob er dazu berechtigt sei oder nicht.

Der sardinische Gesandte, welche sich darüber lustig gemacht und geäußert hatte, in Italien sei ein solcher Befehl nicht möglich, er würde dort sogleich Ursache zu einer Empörung werden, erhielt sogleich vom Kaiser den Befehl, Petersburg in 24 Stunden zu verlassen. Zum Glück lagen die Staaten des Königs von Sardinien und des Kaisers Paul zu weit von einander, um eine Kriegserklärung von Seiten Sardiniens gegen Rußland zuzulassen.

Ebenso sonderbar despotisch und unberechtigt erließ Paul, der sich groß im Kleinen dünkte, einen Befehl, die Geschirre der Pferde künftig nach deutscher Art einzurichten. Eine Frist von nur 14 Tagen war für diese Umänderung der Pferdegeschirre gewährt. Wer bis dahin dem Gebote nicht nachgekommen war, dem wurden, ohne Ansehen der Person, gleichviel, ob Einheimischer oder Fremder, die Stränge, womit die Pferde nach russischer Weise angeschirrt waren, abgeschnitten und die hohen Kummtbügel über das in der Scheere gehende Pferd, worin bei Schlitten die Glocke hing, abgebrochen. — Nun ereignete sich oft, daß Wagen und Schlitten auf

der Straße stehen bleiben mußten, weil das Geschirr der Pferde von Polizei wegen zerschnitten war.

So sollten auch urplötzlich alle die bärtigen russischen Kutscher mit ihren langen Kaftanen verschwinden und statt dessen nur deutsche Livréen getragen werden.

Und da bei diesem Despoten Alles Widerspruch war, so führte er bei diesen Neuerungen die altrussische Sitte, welche Katharina II. abgeschafft hatte, wieder ein, wonach Jeder, der dem Czar, seiner Gemahlin, den Großfürsten oder Großfürstinnen begegnete, aus dem Wagen, Schlitten oder vom Pferde steigen und sich in den Schnee oder Straßenkoth vor ihnen niederwerfen mußte. Dasselbe verlangte er auch von den Fußgängern.

Auf diese Verordnung wurde mit unerbittlicher Strenge gehalten. Die Uebertretung brachte Knutenstrafe, wogegen keine Vorstellung galt, selbst nicht Unbekanntschaft mit dem Ukase oder mit dem Czaren und seiner Familie — eine Unkenntniß, die Fremde, welche nach Petersburg kamen, nicht selten traf.

Man erzählte sich damals ein entsetzliches Beispiel, wohin diese despotische Rohheit führte.

Nicht weit von Petersburg, auf einem einsamen Landgute, lebte der Brigadegeneral Likaroff völlig abgeschnitten von der großen Welt. Dieser tapfere Veteran, der alle Türkensiege unter Katharina II. mit erfochten hatte, war plötzlich krank geworden. Seine Gemahlin

fuhr selbst, von zwei Bedienten begleitet, nach Petersburg, um schleunigst einen Arzt herbeizuholen. Dort auf der Newa-Perspective wollte es ihr Unglück, daß in einiger Entfernung der Czar Paul I. vorüberritt. Weder die Generalin noch ihre Dienerschaft hatten ihn je gesehen, kannten auch den Tags zuvor erst blos in Petersburg bekannt gemachten Ukas mit dem Befehl des Niederknieens nicht und fuhren, ohne ihn zu kennen oder zu beachten, an ihm vorüber. Sogleich schickte der Kaiser einen Adjutanten hin, ließ ihre Equipage anhalten und nach der Polizei führen, mit dem Befehl, den Kutscher und die Bedienten unter die Soldaten zu stecken und die unhöfliche Dame gebührend zu bestrafen. Da half nichts ihre Entschuldigung, daß sie weder den Kaiser noch den Ukas gekannt habe; nichts half ihre Bitte, ihr doch wenigstens zu gestatten, einen Arzt ihrem kranken Gemahl hinaus auf sein Gut zu schicken, da dessen Leben in Gefahr stehe. Der Kaiser hatte befohlen und es mußte gehorcht werden. Der Kutscher und die Bedienten wurden gefesselt durch Kosaken an entfernte Gränzregimenter abgeliefert und die Generalin, eine hochgebildete und bei Katharina sehr angesehene Dame, wurde in einen dunklen Kerker geworfen. Dort wurde sie von einem heftigen Fieber befallen, doch erst nach vier Tagen freigegeben. Aber sie war vor Entsetzen wahnsinnig geworden. Man brachte sie in eine Irrenanstalt, wo sie

bald starb. Ihrem Gatten, den sie nie wieder sah, hatten Schreck und Kummer und die Hülflosigkeit in seiner Krankheit den Tod gebracht.

Das waren Früchte des russischen Despotismus und der Barbarei serviler Beamten. Paul erfuhr nie die Folgen seines despotischen Befehls.

Auf die erneuerte Hofetikette hielt er mit großer Strenge. Wer das Glück hatte, ihm die Hand küssen zu dürfen, was begreiflich nur knieend geschehen durfte, mußte ja darauf achten, daß er auf Kosten seiner Kniescheiben recht kräftig und so daß der Fußboden dröhnte, sich auf die Kniee warf und bei dem Handkuß laut schmatzte. Wurde in dieser Hinsicht etwas versäumt, so wurde der Czar wüthend und regalirte den unhöflichen Handküsser eigenhändig mit einer Tracht Stockprügel oder ließ ihn auch wohl in ein Gefängniß werfen, damit er Zeit habe, „Mores zu lernen", wie er sich ausdrückte.

Dieses widerfuhr namentlich auch dem Fürsten Gallizin, weil dieser eine allzu nachlässige Kniebeugung vor dem großmächtigen Selbstherrscher aller Reußen gemacht hatte.

Zu diesen Tollhaus-Ukasen gehörte auch der, welcher den Kaufleuten verbot, das Wort „Magazin" auf ihren Firmen zu gebrauchen, da nur der Kaiser allein das Recht habe, Magazine anzulegen, die Kaufleute indeß nur einen Laden hätten.

Nicht minder lächerlich war sein Ukas gegen die neue Mode der Fracks und Pantalons und ein anderer, welcher den Academien aufgab, jeden revolutionären Ausdruck, als: „Freiheit und Gleichheit" zu vermeiden. Ja, es durfte auf den Theaterzetteln nicht einmal der bisher übliche Ausdruck: „Mit kaiserlicher Freiheit" gebraucht werden und es mußte statt dessen heißen: „Mit kaiserlicher Erlaubniß".

Da Paul indeß durch einige andere gemeinnützige Ukase zum Theil den üblen Eindruck milderte, den jene Tollhäusler-Ukase gemacht hatten, so gab man sich immer wieder der Hoffnung hin, daß er doch endlich noch zu nützlichen Reformen schreiten würde. Für eine kurze Zeit gewann er den Adel durch Aufhebung der letzten, von Katharinen ausgeschriebenen Rekrutierung. Dann verbreitete sich das Gerücht, er wolle den leibeigenen Bauern der Gutsbesitzer dieselben Vortheile verschaffen, welche die Kronbauern genössen. Dieses Gerücht gab aber die Veranlassung zu einer furchtbaren Tyrannei.

Ein Officier, welcher sich von Petersburg nach Orenburg begab, erzählte auf dieser Reise von der wohlthätigen Absicht des Kaisers. Diese Mittheilung verbreitete sich schnell über das Twersche und Nowgorodsche Gouvernement. Die unglücklichen Leibeignenbanden geriethen darüber in einen unsinnigen Jubel. Sie tanzten und sprangen, umarmten einander, ließen den Kaiser

hoch leben und betranken sich total in ihrem schlechten Branntwein (Wodki). Der Jubel dauerte die ganze Nacht und am andern Morgen waren begreiflich die meisten Bauern unfähig, an ihre Arbeit zu gehen. Da wurde einem Edelmann bange, daß dieser Jubel zu einem Aufstande führen könne. Er meldete diese Besorgniß in der nächsten Gouvernementsstadt und gab dem Officier alle Schuld, daß er die Bauern durch falsche Nachrichten gegen ihre Herren aufgewiegelt habe. Der Gouverneur nahm den angeblichen Aufstand für vollendete Thatsache und schickte ein Truppendetachement in das Dorf, um die Rebellion, welche gar nicht vorhanden war, zu dämpfen. Die Unterdrückung derselben begann begreiflich nach ächt russischer Weise nicht mit der Untersuchung, sondern mit furchtbaren Prügeln und Brandschatzungen gegen die unglücklichen Leibeigenen und der Officier wurde verfolgt, eingeholt und ohne Weiteres in Ketten nach St. Petersburg geführt; dort wurde er vor einen Gerichtshof gestellt, wo man ihm als Aufwiegler und Hochverräther den Prozeß machte. Seine Vertheidigung wurde nicht beachtet. Auf Grund der Denunciation wurde er unbedingt für schuldig erkannt, und zur Cassation, Knute und, wenn er diese überleben sollte, Deportation nach Sibirien verurtheilt. Diese Strafe wurde mit der rohesten Grausamkeit an dem Unschuldigen vollzogen. Nur von dem Aufenthalte in

den Bergwerken Sibiriens wurde er erlöst durch den Tod. Nach so rohen Mißhandlungen starb der Unglückliche auf dem Verbrechertransport, der eben so grausam als schonungslos war. — Der Kaiser Paul bestätigte dieses Urtheil, weil ihm ein treuer, loyaler Unterthan menschenfreundliche Absichten zugetraut hatte, die dem Despoten nicht in den Sinn gekommen waren.

4.

Paul's Familienleben seit seiner Thronbesteigung.

Gleich nach seiner Thronbesteigung nahm der Kaiser Paul I. einen ganz andern Ton gegen seine Familie an.

Er versammelte um sich seine Söhne und ertheilte jedem den Befehl über eines der Garderegimenter und machte den Großfürsten Alexander zum Militär-Gouverneur von Petersburg.

Eben so unerwartet gütig benahm er sich gegen seine Gemahlin, deren Einkünfte er bedeutend erhöhte und die er sonst mit ganz ungewohnten Beweisen von Wohlwollen überhäufte.

Bisher hatte die Kaiserin, als Großfürstin, kein beneidenswerthes Leben geführt. Ihre Sanftmuth, ihre edle Schönheit, ihre Geduld und unermüdete Nachgiebigkeit gegen die Launen ihres Gemahls und wenn sie auch noch so unerträglich waren, hatten ihn am Ende

gelangweilt. Er hatte in Fräulein Nelldoff, einer kleinen, nichts weniger als hübschen Person, eine ihm angenehmere Gesellschafterin gefunden. Auch dieser Neigung setzte seine Gemahlin nichts als eine nachsichtsvolle Duldung entgegen und lebte mit dieser Favoritin sogar auf einem ziemlich freundschaftlichen Fuß. Sie ertrug die Gegenwart derselben mit einer Resignation, womit sie oft den Manövern ihres Gemahls in Gatschina beiwohnte. Sie befand sich dabei zu Pferde, es mochte regnen oder schneien, und dieses ertrug die zarte Frau mit Geduld, wie auch Hitze und Kälte. Wie viel sie zu ertragen vermochte, mag folgende Thatsache beweisen.

Paul machte seine Gemahlin nicht selten zum Mittelpunkt seiner kriegerischen Spiele, die er zu Pawlowsk und Gatschina veranstaltete. Eines Tages hatte er sie auf den Altan eines alten, verfallenen Schlosses postirt, das er mit einer Abtheilung seines Corps vertheidigte. Einen Preußen, den Major Lindner, hatte er beauftragt, das Schloß ganz nach Gutdünken mit dem unter dessen Befehle gestellten Corps anzugreifen. Paul, der viel auf die Preußen, die in seinen Diensten standen, hielt, entwickelte alle Künste des Krieges, um sich von seinem Gegner nicht überraschen zu lassen. Dieser aber hatte einen weiten Umweg über Gartenzäune und Hohlwege genommen, wobei aber sein Corps in Unordnung gerieth. Da es ihm an Platz zum Deployiren fehlte,

so konnte er sein Corps nicht so schnell wieder formiren.

Paul, der damals noch Großfürst war, wurde die Zeit lang. Er fürchtete jedoch, sein Gegner wolle ihn durch irgend eine List überrumpeln, und recognoscirte daher unermüdlich nach allen Richtungen hin. Endlich fing es an zu regnen. Paul und die Großfürstin, die unverdrossen auf dem offenen Balcon aushielt, wurden ganz durchnäßt. Dieses vertrieb aber weder ihn, noch sie von dem eingenommenen Posten. Der Major Lindner zeigte sich aber immer noch nicht und schon war es Mittag geworden. Adjutanten auf Adjutanten mußten forteilen, um ihn aufzusuchen und zur Eile anzutreiben. Dieses erhöhte noch die Verwirrung, in die Lindner mit seinem Corps gerathen war und brachte ihn endlich ganz außer Fassung. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als unter dem Vorgeben einer fürchterlichen Kolik seine Truppen im Stich zu lassen.

Als Paul davon benachrichtigt wurde, that er aus Verdruß über seine vergeblichen Anstrengungen dasselbe und ließ seine Gemahlin, seine Truppen und die eingeladenen Zuschauer tüchtig durchnäßt zurück, um in Gatschina ungestört seinen Aerger austoben zu können. Wäre ihm dieses als Kaiser passirt, so würde für Lindner die Knute und Sibirien gewiß gewesen sein. Aber als Großfürst hatte er nicht die Macht dazu.

Auf diese Weise mußte die Großfürstin ihre meisten Vormittage bei den ihr höchst widerwärtigen militärischen Exercitien zubringen.

Ein Paar Hofdamen waren dort ihre einzige Gesellschaft und unter dieser befand sich noch die Maitresse ihres Gemahls, die Nelldorf, die bei der Unbeständigkeit des Großfürsten bald einem Fräulein Lapugkin weichen mußte.

Die Maske des Gütigen gegen seine Gemahlin, die Paul als Kaiser vorgenommen hatte, behielt er nicht lange. Nur zwei Beispiele, wie er sie behandelte, mögen hier mitgetheilt werden. Man kann daraus schon hinreichend das unglückliche Verhältniß zwischen Beiden erkennen.

Der Fürst Alexis Kurakow stand, wie das auch Anderen nicht selten passirte, bei diesem launigen Monarchen abwechselnd in Gnade oder Ungnade. Dennoch erwies der Fürst auch der Kaiserin dieselbe Aufmerksamkeit, die er, als sie noch Großfürstin war, gegen sie beobachtet hatte. Dieses aber war zugleich der Grund des Unwillens ihres Gemahls, weil er politische Intriguen dahinter vermuthete. Als er nun eines Abends bemerkte, daß der Fürst am Camin mit der Großfürstin einige leise gesprochene Worte wechselte, wurde er wüthend, trat auf sie zu und sprach mit starker Betonung: „Ich sehe, Sie wollen sich auf Katharinens Rolle vor-

bereiten und sich Freunde machen; aber halten Sie sich versichert, daß Sie keinen Peter III. an mir finden werden."

Ein anderes Mal verurtheilte er seine Gemahlin zu zwölfstündigem Arrest, weil sie einer ihrer Kammerfrauen einen Befehl gegeben hatte, der ihm mißfiel.

5.

Paul's Verhalten gegen seine Garden.

Gegen seine Garden hegte Paul I. ein tief eingewurzeltes Mißtrauen. Er hatte sich selbst am Tage nach Katharinens Tode nicht eher sicher gefühlt, als bis sein Leibregiment von Gatschina eingetroffen war, welches die ganze Nacht hindurch hatte marschiren müssen. Wie sehr er die Garde verachtete, bewies er dadurch, daß, wenn er einen von seinem Leibregiment recht schelten wollte, er ihm sagte: „Du bist nichts Besseres werth, als unter die Garde gesteckt zu werden!" Begreiflich machten solche Aeußerungen den ungünstigsten Eindruck auf die Soldaten der Garde, die wieder seine Soldaten spottweise: „Prussaki" (Preußen) nannten. Diese Prussaki aber vertheilte Paul unter die vier Garderegimenter und stellte ihre Officiere um zwei oder drei Grade höher darin an. Die alten Garde-Officiere erhielten den Abschied, da sie sich weigerten, unter dem Befehl von Emporkömm-

lingen zu dienen, die vor ein paar Jahren noch Unter=officiere in ihren Compagnieen gewesen waren. Der Gemeinen suchte der Kaiser durch Rubel und Brannt=wein sich zu versichern, Mittel, die bei einem ächten Russen niemals fehlschlagen.

Paul entsagte auch als Kaiser nicht den militäri=schen Unterhaltungen, die ihn schon als Großfürsten in Pawlowsk mehrere Stunden des Tages beschäftigt hatten. Und diese bestanden darin, daß er auf der Terrasse dieses Lustschlosses, die eine weite Aussicht nach allen Wachtposten gewährte, die rings um das Schloß herum aufgestellten Schildwachen mit einem Perspectiv beobachtete und bald zu der einen oder andern durch einen Diener oder Adjutanten den Befehl schickte, das Gewehr anders zu tragen oder so und so viel Schritt rechts oder links zu gehen; oder auch, was in seinen Augen eine wichtige Angelegenheit war, einen Knopf mehr oder weniger zuzuknöpfen. Solche Beobachtungen und Befehle wiederholte er als Kaiser aus den Fenstern seiner Zimmer nach allen Seiten hin.

Seine pedantische Inspection ging aber noch weiter. Einige Stunden des Tages beschäftigte er sich damit, seine Soldaten zu belehren, wie die Wachtparade einge=richtet werden müsse, die bald das Wichtigste seiner Re=gierung werden sollte. Von seinen Söhnen und Adju=tanten umgeben, übte er höchstselbst die Garde auch in

den kältesten Tagen und war dabei gewöhnlich nur mit einer einfachen grünen Uniform, einem großen dreieckigen Hut und großen Stiefeln mit Sporen bekleidet. Dabei trug er einen langen und steifen Zopf und große, eingetalgte und steife, gepuderte Ohrlocken quer an den Schläfen. So leicht gekleidet mußten auch seine Soldaten in der strengsten Winterkälte, die bekanntlich in Rußland nicht gering ist, gehen. Mancher brave Mann holte sich auf einer solchen Parade den Tod. Wehe dem, der einen Pelz trug. Bald wagte es Niemand mehr, in der in Rußland so unentbehrlichen warmen Winterkleidung vor ihm zu erscheinen. Wie gefährlich das war, bewies ein Vorfall, der Anderen zur Warnung dienen sollte.

An einem sehr kalten Tage ging ein Hauptmann nach dem Winterpalast und hatte sich in einen schönen Pelz gehüllt. Hinter ihm her ging sein Bedienter, der ihm den Degen nachtrug. Da wollte es ein unglücklicher Zufall, daß ihm der Kaiser plötzlich in den Weg kam. Entrüstet darüber, befahl Paul sogleich dem Diener, die Stelle seines Herrn einzunehmen; dieser aber wurde cassirt, weil er ohne Degen und im Pelze über die Straße gegangen war.

Von seinem Beobachtungsposten aus dem Fenster seines Palastes ging er oft eine Viertelstunde lang, um einem Soldaten, der sich als Wachtposten nach seiner

Meinung irgend etwas hatte zu Schulden kommen lassen, mit eigenen hohen Händen Stockprügel zu ertheilen oder einem andern, der, wie er meinte, sich brav gehalten hatte, einen Silberrubel in die Tasche zu stecken. So bestrafte oder belohnte er auch nicht selten die Schildwachen, die in oder um den Winterpalast aufgestellt waren.

Eines Tages ging er verkleidet in Civiltracht an einer Wache vorüber. Niemand kannte den Kaiser, der sich sonst öffentlich nie anders als in Uniform sehen ließ. Daß die Schildwache, die keine Ahnung von der Nähe des Kaisers hatte, es versäumte, die Wache in's Gewehr zu rufen, war ein Verbrechen. Sogleich kehrte Paul um, gab der Schildwache ein paar derbe Ohrfeigen und ließ sie darauf zu weiterer Bestrafung verhaften.

Noch barbarischer betrug er sich gegen einen Kürassier-officier, der das Unglück hatte, mit dem Pferde zu stürzen, als Paul das Regiment exerciren ließ. „Schurke!“ rief er ihm zu, „steh' auf!“ Der Officier erklärte im bescheidenen Tone der Ehrerbietung, daß es ihm völlig unmöglich sei, da er ein Bein gebrochen habe. Anstatt Theilnahme zu beweisen, wie unter gleichen Umständen gewiß jeder Monarch auf Erden gethan haben würde, spie ihm der Kaiser Paul in's Angesicht und ritt fluchend davon.

Eine gewisse Unruhe hatte ihn schon als Groß-

fürsten in Gatschina veranlaßt, zu jeder Stunde des Tages und in der Nacht die Wachen zu visitiren, um sich zu überzeugen, daß Alle auf ihrem Posten wären. Diese Gewohnheit behielt er auch in Petersburg als Kaiser bei. Manchmal ließ er öfter an einem Tage Generalmarsch schlagen, um zu sehen, ob die Truppen auch schnell genug zusammen kämen. Aber wenn das auch noch so schnell geschah, so war doch Paul nie damit zufrieden und er schien sich ordentlich zu freuen, wenn er seinem Groll durch heilloses Fluchen und Stockprügel Luft machen konnte.

Zu der Zeit, als die Heere des Kaisers in Holland und in der Schweiz wiederholt geschlagen wurden, ließ er seinen Unmuth gegen die Russen aus. Eines Tages, als er ganz mißvergnügt vom Exercierplatze zurückgekommen war, sprach er bei Tafel, nachdem er in seiner Verstimmung unmäßig getrunken hatte, seinen Unwillen gegen das Heer in den heftigsten Ausdrücken aus, indem er seinen Soldaten allen Muth, alle Selbstthätigkeit und Aufmerksamkeit absprach und — wenn auch nicht mit Unrecht — dieselben „Maschinen“ nannte, denen ihrer Natur nach jede eigene Energie abgehe. Da erlaubte sich der Großfürst Alexander für das russische Heer das Wort zu nehmen, indem er namentlich den Eifer und die Pünktlichkeit der Petersburger Garnison rühmte, die man jeden Augenblick auf die Probe stellen könne.

Der Kaiser nahm ihn beim Wort und befahl, noch in der nächsten Nacht Punkt Ein Uhr Generalmarsch schlagen zu lassen. Alexander aber gebrauchte die Vorsicht, sich diese Ordre schriftlich ausfertigen zu lassen, da sich sein Vater in einem Zustande der Trunkenheit befand, in welchem er leicht diesen Befehl vergessen konnte. Er entfernte sich nicht eher, als bis diese schriftliche Ordre in seinen Händen sich befand.

Wir werden sehen, daß diese Vorsicht nicht überflüssig war.

Der Kaiser lag noch im ersten schweren Schlaf, als mit dem Glockenschlage Eins in allen Stadtvierteln der Generalmarsch ertönte, in welchen von allen Thürmen die Sturmglocken einstimmten. Ganz Petersburg erschrak, da Niemand die Ursache dieses Allarms kannte. Die Soldaten stürzen aus den Casernen nach ihren Sammelplätzen und nach wenigen Minuten sah man Lichter in allen Fenstern, und alle Straßen füllten sich mit Menschen aus allen Ständen, die einander fragten, was vorgehe, worauf aber Niemand Antwort geben konnte.

Die kaiserliche Dienerschaft war eben so wenig unterrichtet wie die ganze Stadt, und theilte ihren Schreck. Paul aber hatte seine Befehle und Alles vergessen, was bei Tafel gesprochen worden war; denn der Wein hatte Alles aus seinem Gedächtnisse ausgelöscht. Erschrocken über den Tumult, glaubte er an Aufruhr. Er befahl,

sogleich ein Pferd zu satteln, ließ sich eiligst ankleiden und entfloh, nur von zwei Dienern begleitet, auf dem Wege nach Gatschina.

Kaum war der Kaiser fort, so traf der Großfürst Alexander im Palast ein, um ihm zu melden, daß bereits alle Truppen versammelt wären, und seine weiteren Befehle einzuholen, vernahm aber mit Schreck die Flucht seines Vaters.

Sogleich machte der Großfürst sich mit seinen Begleitern auf den Weg, um seinen Vater einzuholen. Als aber Paul das Pferdegetrappel hinter sich hörte, glaubte er verfolgt zu werden und verdoppelte seine Eile. Alexander ließ seine Begleiter halten, um seinem Vater die Furcht zu benehmen, und jagte allein mit verhängten Zügeln hinter ihm her. Glücklicherweise holte er ihn ein und nur durch Vorzeigung seiner schriftlichen Ordre gelang es ihm, sich mit dem Kaiser zu verständigen. Beide kehrten nun wieder um und ritten im Schritt nach der Residenz zurück. Dennoch wurde Paul's Furcht vor Empörung durch Enthüllung dieses Mißverständnisses durchaus nicht gänzlich gehoben, sondern erhöhte sich fortwährend. Ueberall sah er das Gespenst der Revolution, immer fürchtend, daß es ihn entthronen werde, vielleicht in dem dunklen Gefühl, daß er der Regierung nicht gewachsen sei und daß er sich durch seinen Despotismus mehr Feinde als Freunde mache. Er traf daher fort-

während die strengsten Vorsichtsmaßregeln und erhöhte damit die allgemeine Unzufriedenheit, die er dadurch bannen wollte.

6.

Paul und sein Hof.

Da man in Paul's Leben überall auf Widersprüche stößt, so wäre es kein Wunder gewesen, wenn er diesem seinem Charakter nicht auch gegen den unglücklichen entsetzten Polenkönig Stanislaus August treu geblieben wäre. Hätte Kosciusko Rußland nicht verlassen, so würde er auch die üble Laune dieses Despoten empfunden haben. Man hat es dem Kaiser Paul als etwas Edles angerechnet, daß er den Grafen Staklenberg, welcher am polnischen Hofe als russischer Gesandter eine so große Rolle gespielt hatte, zum dienstthuenden Kammerherrn dieses abgesetzten Königs, der ihm früher so oft die Honneurs gemacht hatte, ernannte. Indeß muß es dahingestellt bleiben, ob der Anblick dieses Menschen, der so viel zum Sturz des polnischen Reiches und der Enthronung des alten Königs Stanislaus Poniatowsky beigetragen hatte, angenehm sein konnte. Paul selbst beabsichtigte sicher nichts damit, als eine Verhöhnung der gefallenen Größe.

Auch benahm sich Paul nichts weniger als groß-

müthig gegen den ehemaligen Liebling seiner Mutter, der jetzt auf dem gebohnten Parket des Hofes, wo er einst geherrscht hatte, eine so traurige Rolle spielte. Paul fand es schmeichelhaft für seine Eitelkeit, den alters=schwachen, entthronten Polenkönig bei großen Hoffesten gleichsam als Trophäe russischer Siege und Intriguen über ein unglückliches zerrüttetes Reich auszustellen. Stanislaus mußte sich dann immer in seinem Gefolge be=finden.

An solchen großen Courtagen bekleidete sich Paul mit allen Zeichen seiner kaiserlichen Würde. Das Scepter legte er fast nie aus der Hand; die Krone und der kai=serliche Mantel wurden fast nie so häufig getragen, wie von ihm.

An einem solchen Courtage ereignete es sich, daß, während Hunderte von feilen, servilen Höflingen laut schmatzend, wie es Ordre war, die magere Hand des Kaisers küßten, Stanislaus, bei seinem hohen Alter er=müdet vom Stehen, in einer Ecke des Audienzsaales, wie er glaubte, unbemerkt vom Kaiser, sich niedersetzte. Paul aber hatte ein eben so scharfes Auge für jede Ver=letzung der Etikette wie des Gamaschendienstes, und war nur blind gegen jede Gebrechen im Staats= und Volks=leben. So bemerkte auch der Czar die Verletzung der Etikette dadurch, daß sich der alte König mit seinen ge=schwollenen Beinen einen Augenblick niedergesetzt hatte,

und schickte ihm einen Adjutanten mit dem Befehl, aufzustehen — eine inhumane und gewiß tief schmerzende Kränkung der gefallenen Größe.

Uebrigens gab der stolze Kaiser Paul besonders viel darauf, daß ihm alle seine Titel gegeben wurden. Damit Niemand sich mit Unwissenheit entschuldigen könne, gab er in einem besondern Ukas ein Verzeichniß dieser seiner Titel, denen er noch eine Menge von neuen eigner Erfindung hinzugesetzt hatte. Die Zahl derselben füllte eine ganze Seite aus.

Nun erhielt er einst, kurz nach seiner Thronbesteigung, ein Schreiben vom Könige von Schweden, auf dessen Ueberschrift einige der verordneten Titel des Czaren fehlten. Als er einige Tage später mit einer Hofdame über die Vermählungen seiner Töchter scherzte, sagte er, indem er von der für Gustav von Schweden bestimmt gewesenen Alexandra sprach: „Die kann sobald noch nicht heirathen; denn ihr Liebhaber muß erst das Schreiben lernen.“

Dieses schroffe Benehmen Paul's gegen den Schwedenkönig mußte endlich dahin führen, daß noch alle die geheimen Beziehungen, die zwischen ihm und der Großfürstin Alexandra durch einen Briefwechsel bestanden, abgebrochen wurden. Dennoch wußte es die Kaiserin und der Großfürst Alexander dahin zu bringen, daß der König von Schweden sich mit einer jüngern Schwester

dieser Großfürstin vermählte. Dieses wurde indeß eine neue Quelle von Verfolgungen Paul's gegen seine Gemahlin, der er niemals hold gewesen war.

Eine wunderliche Scene veranlaßte eine Trauerfeierlichkeit, die der Kaiser für den in Stuttgart verstorbenen Vater der Kaiserin, den Herzog von Würtemberg, angeordnet hatte. Diese Feierlichkeit sollte in der katholischen Kirche in Petersburg stattfinden. Da nun dem Czaren, als Oberhaupt der griechischen orthodoxen Kirche, es nicht geziemte, einer schismatischen Feier dieser Art beizuwohnen, so nahm er seinen Platz an der Spitze der Grenadiere ein, welche zur Erhöhung des Pompes und zur Aufrechthaltung der Ordnung die Kirche umgaben. Da es aber sehr kalt war und der Kaiser einen arabischen Hengst ritt, den die ungewohnte Kälte des nordischen Klima unruhig machte, so fing Paul an, vor der Fronte seiner Truppen auf und nieder zu galoppiren. Die dichtgedrängte Volksmasse machte ihm jedes Mal ehrerbietig Platz, und das geschah mit tiefen Verbeugungen, wobei trotz der grimmigen Kälte die Hüte und Mützen der Zuschauer demüthig abgezogen wurden, so oft er auch seine Promenade wiederholte. Aber gegen 400 Schritt entfernt, standen etwa 60 Personen auf der grünen Brücke, die sich durch die Entfernung vom Schauplatze von dem ewigen Hutabnehmen, das ihnen am Ende lästig wurde, dispensirt glaubten. Doch Paul,

der dieses respectwidrige Benehmen, wofür er es erklärte, bemerkte, ließ sogleich den ganzen Trupp umringen und in's Polizeigefängniß abführen. Hier erhielten auf Befehl des Kaisers die Nichtadeligen drei Tage nach einander die Knute, die Adeligen und Officiere wurden degradirt und zu gemeinen Soldaten gemacht.

7.

Eine Deportation nach Sibirien.

Paul machte sich bisweilen einen Spaß; aber wie solche rohe Scherze ausfielen, möge folgende Deportationsgeschichte lehren.

Ein französischer Komiker der Komödie, Namens Frogère, den seine Landsleute für einen mittelmäßigen Schauspieler hielten, war auf gut Glück nach Petersburg gegangen, wo der Kaiser Paul Geschmack an ihm fand. Und bald darauf berief er ihn an seinen Hof als Lustigmacher, und in dieser Eigenschaft wurde Frogère sein Günstling.

Es sollte sich aber bald herausstellen, daß ein solcher Posten nicht ohne Gefahr ist für den Spaßmacher eines so wunderlichen, launenhaften Despoten. Da man einem solchen Spaßmacher Narrenfreiheit zu gewähren pflegt, so machte auch Frogère davon einen vielleicht zu freien Gebrauch.

Es geschah nämlich einst bei einem Trinkgelage, wie Paul nicht selten einem kleinen Kreise seiner Vertrauten zu geben pflegte, daß ein Schmeichler den großmüthigen Wirth auf Kosten Peter's des Großen bis in den Himmel erhob. Obwohl Paul sich dadurch geschmeichelt fühlte, so sagte er doch, gegen Frogère gewendet: „Heißt das nicht Peter bestehlen, um Paul damit zu bezahlen?"

„Allerdings, Sire!" entgegnete der Hofnarr etwas voreilig; „allein bei dem Glanze, der Ihren Namen verherrlicht, wird es Niemandem einfallen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wer möchte wohl einen Paul bestehlen?"

Die letzte Aeußerung war ziemlich doppelsinnig. Im schlimmsten Sinne genommen, enthielt diese Bemerkung eine schlagende Wahrheit. Niemand wagte zu lachen, ehe nicht der allmächtige Selbstherrscher den Ton dazu angeschlagen hatte. Aber Paul blieb ernst. Das war genug, um eine gewisse Unzufriedenheit mit Frogère's Witz zu erkennen zu geben, und Alles schwieg ehrerbietig. Das war eine peinliche Stille, die besonders der Urheber des treffenden Witzes beängstigend empfand. Und doch konnte er nicht begreifen, warum dieser Einfall so übel aufgenommen war; denn noch war er zu kurze Zeit in Petersburg, um zu wissen, wie sehr er mit dem Bonmot, daß Niemand Lust haben würde, dem Kaiser seine Eigen-

schaften, die ihn so verhaßt machten, zu stehlen, beleidigen könnte.

Sorgenvoll begab sich der verunglückte Lustigmacher nach Hause. Er konnte vor Unruhe nicht schlafen. Kaum war er endlich in tiefen Schlaf gesunken, so wurde er durch ein heftiges Klopfen an seine Wohnung geweckt. Und als er eiligst aus dem Bette sprang und die Thür öffnete, trat ihm ein bekannter Officier mit einigen Soldaten entgegen.

Da er von der Absicht dieses nächtlichen Besuches nichts ahnte, so glaubte er anfangs, der Officier habe sich geirrt. Er fragte ihn also ganz unbefangen, zu wem er eigentlich wolle und erbot sich, ihn zurecht zu weisen. Der Officier wies jedoch statt aller Antwort dem betroffenen Frogère den vom Kaiser selbst vollzogenen Befehl, ihn nach Sibirien zu transportiren.

Der lebhafte Franzose war außer sich. Er fragte vergebens in steigernder Angst: was er denn verbrochen und wodurch er eine so grausame Strafe verdient habe? und warf sich dabei verzweiflungsvoll weinend und jammernd zu Boden. Er erhielt indeß keine Antwort; der Officier trieb ihn vielmehr an, sich anzukleiden, da der Wagen schon auf der Straße warte. Der Verurtheilte flehte seinen Freund nur um wenige Stunden Aufschub an, damit er sich dem Kaiser noch einmal zu Füßen werfen und um Gnade bitten könne, weil unfehlbar

irgend ein Mißverständniß obwalten müsse. Seine Bitten blieben indeß unerfüllt. Der Officier erklärte, er überschreite schon seine Ordre, indem er ihm erlaube, einige Kleider und Wäsche einzupacken.

Sobald dieses Geschäft beendigt war, umringten die Soldaten den Gefangenen und schoben ihn mehr todt wie lebend in den Wagen, welcher, von Reiterei umgeben, vor dem Hause hielt. Zwei der Dragoner nahmen mit gezogenen Säbeln und gespannten Pistolen ihm gegenüber in der Kutsche Platz. Die Schläge wurden auf beiden Seiten verschlossen und alle Oeffnungen zugemacht, so daß man weder von Außen nach Innen, noch von Innen nach Außen das Geringste wahrnehmen konnte. Der Officier commandirte: „Marsch!“ und sofort setzte sich Alles im scharfen Trab in Bewegung.

Dem Gefangenen wurde angedeutet, daß seine Begleiter Befehl hätten, ihm bei der ersten Frage, bei dem leisesten Wort eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Frogère schwieg daher und bemerkte von Allem, was um ihn her vorging, nur das unaufhörliche Weiterrollen des Wagens. Ob es Tag oder Nacht draußen sei, konnte er nicht entdecken, so gut war der Wagen verschlossen.

Endlich, nachdem man nach der Berechnung des Gefangenen einen weiten Weg zurückgelegt hatte, wurde Halt gemacht. Der Kutschenschlag ging auf und das helle Tageslicht blendete den Gefangenen. Man befahl

ihm, auszusteigen. Gleich darauf wurden ihm die Augen verbunden und erst in der halb dunklen, räucherigen Gaststube einer elenden Schenke nahm man ihm die Binde von den Augen.

Bei dem matten Schimmer eines schmutzigen Talglichts — denn die kleinen Fenster waren mit Läden verschlossen — setzte man ihm auf einem plumpen Tische eine Schüssel mit Rüben vor, die er denn auch verzehrte, so sauer es ihm wurde, weil die drohenden Blicke seiner Wächter ihn dazu zu nöthigen schienen. Das schreckliche Bild Sibiriens schwebte ihm dabei fortwährend vor den Augen, die den Ausdruck der Verzweiflung hatten.

Während er noch so da saß, trat der ihm einst befreundet gewesene Officier, der ihn bisher begleitet hatte (was noch sein einziger Trost war), mit einem Courier herein, dessen Gesicht dem Gefangenen sehr bekannt erschien. Er hielt ihn für einen alten Freund, den er in mehreren Jahren nicht gesehen hatte und eilte auf ihn zu, um ihn zu umarmen. Doch ernste Blicke des Couriers und eine abweisende Bewegung mit der Hand wiesen ihn zurück. Ein auf den Mund gedrückter Finger gab ihm die Weisung zu schweigen. Frogère versicherte später, man könne unmöglich auf der Folter größere Pein erdulden, als er in diesem Augenblicke gelitten habe.

Nachdem der Courier einige dem Gefangenen unverständliche Worte mit dem Officier gewechselt hatte,

ntfernte er sich wieder. Der Officier ließ nun die anwesenden Soldaten abtreten und eröffnete dem Gefangenen, als er sich mit demselben allein sah, mit gedämpfter Stimme, daß er nun sich von ihm trennen müsse. „Ein anderer Officier," sprach er, „wird Sie weiter escortiren. Ich wage meine Freiheit, indem ich Ihnen dieses eröffne und Ihnen zugleich Gelegenheit gebe, mir in der Kürze Aufträge zu geben, die Sie wünschen in Petersburg ausgerichtet zu sehen. Meine Freundschaft für Sie legt mir diese Pflicht auf. Doch fassen Sie sich schnell und reden Sie leise. Die Wände haben Ohren."

Frogère antwortete mit einem Strom von Thränen und Klagen über sein grausames Schicksal, eine so harte Strafe für Verbrechen erdulden zu müssen, die er gar nicht einmal kenne.

„Aber mein Himmel, haben Sie denn vergessen," entgegnete der Officier, „was an der kaiserlichen Tafel vorging, als Sie mit kecker Zunge über den Czaren witzelten? Ihre Worte schmeckten ein wenig nach Wahrheit und haben ihren Mann nur zu gut getroffen. Sie büßen jetzt für Ihren Leichtsinn!"

„Gerechter Gott! für solche Kleinigkeit!" rief der Gefangene in schmerzlicher Heftigkeit aus. Der Officier beschwor ihn jedoch, in seinen Antworten sich zu mäßigen und vor Allem leise zu reden. „Ich bin," fuhr er fort,

„Ihr letzter Bekannter, den Sie auf Ihrer langen Reise zu Gesicht bekommen werden. Die unerschütterliche Festigkeit des kaiserlichen Willens ist Ihnen bekannt. Fügen Sie sich also in das Unabwendliche und benutzen Sie die letzten Augenblicke meiner Anwesenheit, um Ihre nothwendigsten Verfügungen in Freundeshand niederzulegen. Was soll ich also für Sie thun?“

„Bitten Sie bei kaiserlicher Majestät um Gnade für mich Unglücklichsten aller Menschen.“

„Das ist das Einzige, was mir unmöglich ist. Ich würde mir, ohne Ihnen zu nützen, unvermeidlich dasselbe Schicksal zuziehen, was Sie betroffen hat. Allein, wollen Sie gar nichts über Ihre Habseligkeiten anordnen? Wo soll ich Ihr Vermögen unterbringen, damit Sie es bei Ihrer Wiederkehr zurückempfangen können?“

„Wiederkehr? — ich bin also nicht für immer verbannt?“ frohlockte der Gefangene. Und der Officier benachrichtigte ihn, daß er nur auf drei Jahre Sibirien bewohnen solle. „Drei Jahre sind bald vergangen,“ setzte er tröstend hinzu, „und nachher . . .“

Frogère ließ ihn nicht ausreden und unterbrach ihn mit einem Strom von Thränen und dem wiederholten Ausruf: „Drei Jahre wegen eines armseligen Wortes! drei volle Jahre!“ Darüber traten die Soldaten wieder ein und nun war es zu spät, dem menschenfreundlichen Officier noch irgend einen Auftrag zu geben; denn man

verband jetzt wieder dem Gefangenen die Augen und führte ihn wieder in den Wagen, und die Reise ging auf frühere Weise wieder rasch vorwärts.

Nachdem man wieder lange Zeit gefahren war, ohne anzuhalten, wiederholte sich Alles in derselben Art, was Frogère an harter Behandlung auf der ersten Station erfahren hatte. Der ihm befreundete Officier war verschwunden und Niemand bot ihm ferner seine freundlichen Dienste an. Düster und schweigsam beobachteten die schnurrbärtigen, bewaffneten Wächter den armen Franzosen, der wieder eine Schüssel Rüben verzehren mußte und darauf mit verbundenen Augen in den Wagen zurückgebracht wurde. Unaufhaltsam wurde dann weiter gefahren. Nichts unterbrach die qualvolle Einförmigkeit dieser Reise, die nach Frogère's Meinung bereits drei Tage und drei Nächte gedauert hatte, während einige Male auf beschriebene Weise angehalten wurde. Jetzt hielt man auf's Neue an. Wie gewöhnlich, wurden dem Gefangenen die Augen verbunden; allein dieses Mal ergriffen ihn starke Fäuste, trugen ihn eine ziemliche Strecke und setzten ihn auf eine hölzerne Bank.

Mehrere peinliche Minuten vergingen und Frogère begriff nicht, was dieses ungewöhnliche Betragen bedeute. Ein leises Flüstern war Alles, was er vernahm. Plötzlich näherten sich ihm mehrere Männer, packten ihn bei den Händen und banden ihm diese auf den Rücken. Am

ganzen Körper zitternd, fragte der Gefangene, weshalb man ihn so grausam behandle. Keine Antwort erfolgte. Statt dieser riß man ihm die Kleider an der Brust auf und befahl ihm niederzuknieen. Das that denn auch der arme Gefangene. Darauf hörte er Soldaten heranmarschieren und Waffen klirren. Eine ihm nicht unbekannte Stimme commandirte: „Fertig!“ — die Gewehrhähne knackten. Seine Angst stieg mit jeder Secunde. Jetzt ahnete er, was geschehen solle. Da ertönte das Commandowort: „Legt an! — Feuer!“ Es fielen mehrere Schüsse und Frogère sank betäubt zu Boden.

Jetzt wurde er behutsam aufgehoben und in einen Lehnstuhl gesetzt. Die Hände wurden ihm losgebunden. Während dieses geschah, hörte er die Schritte vorübermarschirender Soldaten. Als ihm Leben und Bewußtsein zurückgekehrt war, wurde ihm plötzlich die Binde von den Augen genommen. Und wer malt die Ueberraschung, das Erstaunen des so lange Gepeinigten? — er sah sich in demselben Zimmer, an demselben Tische, in derselben Gesellschaft, wo ihm jenes verhängnißvolle Bonmot entschlüpft war. Selbst der Kaiser Paul saß ihm gerade gegenüber.

Furcht, Zweifel, Freude, überhaupt widerstreitende Empfindungen zuckten convulsivisch auf Frogère's Antlitz und reizten den Kaiser zu einem ungeheueren und lauten Gelächter, in welches allerunterthänigst alle anwesenden

Höflinge pflichtschuldigst einstimmten. Frogère fiel darüber in Ohnmacht.

Es ergab sich später, daß die ganze Reise nicht länger als 24 Stunden gedauert hatte und daß der Kaiser jedes Mal, so oft angehalten wurde, verkleidet zugegen gewesen war, um sich an der Angst und dem Kummer des armen Gefangenen zu ergötzen.

Das war ein kaiserlicher Spaß, um den gewiß Niemand den Despoten Paul I. bestehlen würde. Insofern hatte das so hart bestrafte Witzwort des kaiserlichen Lustigmachers den rechten Fleck getroffen. Aber es dauerte lange, ehe Frogère seine frühere Fassung wieder gewann; zum Spaßmacher war er für immer verdorben und wurde deshalb auch bald vom Hofe entfernt.

Diese Reise nach Sibirien aber konnte er niemals vergessen — er zitterte schon, wenn er nur daran dachte.

8.

Ein Opfer der Günstlings- und Maitressenwirthschaft.

Nur unter einer despotischen Regierung, wie die Paul's I., war die nachfolgende empörende Geschichte möglich.

Unter den zahlreichen Justizmorden und empörenden Grausamkeiten, welche die launenhafte tyrannische Regie-

rungsweise Paul's I. beflecken, die zum Theil die Folge eines förmlich organisirten Angabe- und Spionier-systems waren, die von seinen Hofschranzen, von niedrig gesinnten Emporkömmlingen aus der Hefe des Volks herrührten, gehört auch die Geschichte eines reichen Edelmannes in Moskau, Namens Narischkin, und des jungen Erziehers seiner Kinder, eines Genfers, Namens Merle.

Der Erstere war eben so vermögend als geizig, dabei von einer auffallenden Häßlichkeit, die noch erhöht wurde durch die auf kaiserlichen Befehl vorgeschriebene Tracht einer Perrücke mit zwei ungeheuern Locken an den Schläfen, die man damals „Ailes de pigeons“ nannte. Seit vielen Jahren lag der reiche Geizhals im Proceß mit einer der angesehensten russischen Familien wegen eines Gutes, das auf drei Millionen Rubel geschätzt wurde. Dieser Proceß, obgleich seit zehn Jahren im Gange, war, wie Narischkin aus sicherer Quelle wußte, eben erst im Senat von Petersburg angelangt, um dort in letzter Instanz entschieden zu werden. Narischkin beschloß auf diese Nachricht, sogleich mit seiner ganzen Familie nach Petersburg zu reisen, um dort seinen Proceß persönlich zu betreiben auf dem einzigen Wege, worauf man damals in Rußland einen Proceß gewinnen konnte — dem der Bestechung.

Narischkin befand sich schon einige Tage in Petersburg, als er eines Morgens einen Spaziergang auf der

gewöhnlichen Promenade der vornehmen Welt, dem sogenannten englischen Quai, machte. Da begegnete ihm zum Unglück der Kaiser Paul I. zu Pferde, begleitet von seinem Adjutanten. Die Physiognomie Narischkin's war in der That so auffallend, daß ihn das scharfe Auge des Kaisers schon von Weitem bemerkte. Augenblicklich mußte sich sein Adjutant erkundigen, wer der Fremde sei und was er in Petersburg wolle. Der Adjutant wendete sich mit seiner Erkundigung an Narischkin, und dieser, ohne zu ahnen, welche verhängnißvolle Folgen diese Frage haben könne, fühlte sogar sich sehr geehrt durch diese Aufmerksamkeit seines Kaisers und glaubte, daß diese ihm für die Förderung seiner Sache nützlich sein könnte. Er theilte daher dem Adjutanten mit der größten Offenheit mit, wie er hieß, wo er her sei und daß er nach Petersburg gekommen sei, um seinen Proceß zu betreiben.

Wie aber sah er sich getäuscht, als der Adjutant, während der Kaiser langsam weiter ritt, ihm den Bescheid brachte: „Ihr Proceß wird beim Staat geführt und auch ohne Ihre Anwesenheit zu Ende gebracht werden. Sie haben daher binnen vierundzwanzig Stunden Petersburg zu verlassen, wenn Sie nicht den Rest Ihrer Tage in einer Festung zubringen wollen."

Nach diesen Worten wendete der Adjutant sein Pferd und sprengte seinem Kaiser nach.

Man kann sich die Bestürzung des unglücklichen Moskowiten denken, der augenblicklich nach seinem Logis eilte und leichenblaß, mehr todt als lebendig, in den Kreis seiner Familie trat und auf einen Sessel niedersank. Nur schwer konnte er sich wieder so weit erholen, um seiner Familie das schreckliche Ereigniß mitzutheilen.

Da war kein Widerspruch möglich! Er mußte schnell die dringendsten Geschäfte ordnen, um unverzüglich abreisen zu können, wenn ihm anders seine Freiheit lieb war. Aber seinen wichtigen Rechtsstreit ohne Beschützer, unter den Augen seiner mächtigen Gegner, dem Zufalle, d. h. einer Gerechtigkeit, die ihm aus Erfahrung als bestechlich bekannt war, überlassen zu müssen — das hielt der reiche Geizhals für das größte Unglück seines Lebens. Er ließ deshalb den jungen Hofmeister seiner Kinder, Herrn Merle, rufen, den einzigen Mann in seiner Umgebung, welchem er ein so wichtiges Geschäft anvertrauen konnte, und bat ihn inständigst, in Petersburg zurückzubleiben und die Sache nach einer ihm zu ertheilenden Instruction zu betreiben. Merle schlug ihm seine Bitte rund ab, indem er erklärte, daß er zu wenig Geschäftskenntniß besitze, um eine so große Verantwortung zu übernehmen. Er fand die Sache um so bedenklicher, als die Ränke, die hier allgemein wären, ihm durch Gerüchte bekannt seien.

Narischkin gerieth in Verzweiflung. In Thränen

gebadet und fußfällig bat er Merle um die Gewährung seiner Bitte, und der gefühlvolle junge Mann konnte diesem Ausdrucke von Schmerz seines Gebieters nicht widerstehen. Als Narischkin endlich seine Zustimmung erlangt hatte, unterwies er den Bethörten über die Art und Weise, wie er seine Angelegenheiten betreiben müsse. Zugleich händigte er ihm einen überaus kostbaren Brillantschmuck ein, den er mit guter Manier der erklärten Maitresse des Grafen Kutasow, Madame Chevalier, übergeben sollte.

Die Gunst dieser Dame, einer mittelmäßigen französischen Schauspielerin, welcher die Natur das fehlende Talent durch andere Gaben ersetzt zu haben schien, ward vom Grafen Kutasow, dem ehemaligen türkischen Sclaven, nachmaligen Barbier und dermaligen Günstling des Kaisers Paul, mit seinem Herrn getheilt. Man kann sich leicht denken, daß ihr Einfluß auf wichtige Geschäfte nicht ohne Bedeutung sein mußte, und daher ihre Vermittelung nützlich werden konnte. Merle's Auftrag bestand nun vorzüglich darin, sich dieser Vermittelung durch Uebergabe des Schmuckes an dieselbe zu versichern, außerdem noch das Versprechen eines Geschenkes von 50,000 Rubel für den Fall des Gelingens des Processes hinzuzufügen. Nachdem nun Narischkin den jungen Mann für seine Absichten gewonnen, auch sonst die nöthigen

Mittel für die Ausführung angewiesen hatte, reiste er mit erleichtertem Herzen wieder nach Moskau ab.

Merle, ein Mann von Geist und Gewandtheit, hatte bald die Bekanntschaft der berüchtigten Favoritin gemacht, in deren Hause damals das lustigste Leben geführt und offene Tafel gehalten wurde, wo jeder Fremde von Stand, Mitteln oder angenehmem Wesen leicht Zutritt fand. Durch seine Liebenswürdigkeit wurde Merle bald der tägliche Gast des Hauses und wußte so schnell die Gunst der Gebieterin zu gewinnen, daß es ihm ein Leichtes war, sie für die Sache zu interessiren. Er erwartete nur noch das Ergebniß ihrer Unterredung mit dem Grafen Kutasow. Nach Verlauf einiger Tage benachrichtigte ihn Madame Chevalier, daß sie mit dem Grafen von der Sache gesprochen und derselbe nicht abgeneigt sei, sich für Narischkins Proceß zu verwenden, daß man jedoch diese Angelegenheit, als zu zarter Natur, vorläufig nicht übereilen dürfe. Zugleich fügte die Vermittlerin hinzu, daß sie selbst die Sache nach Kräften unterstützen werde. Darauf brachte Merle den kostbaren Brillantschmuck zum Vorschein und überreichte denselben, seiner Instruction gemäß, seiner Beschützerin, welcher er bereits Hoffnung darauf gemacht hatte. Diese schien entzückt zu sein über das prächtige Geschenk, und unter tausend Betheuerungen versicherte sie den Leichtgläubigen ihres treuen Beistandes und ihrer vollen Huld.

Mehrere Wochen vergingen und Merle setzte seine Besuche bei Madame Chevalier fort und war wie früher gern gesehen; sobald er jedoch die Angelegenheit, die ihm am meisten am Herzen lag, zur Sprache bringen wollte, erhielt er stets ausweichende Antworten, als: der Graf sei überhäuft mit Geschäften, er habe noch nicht Zeit gehabt, an die Sache zu denken u. s. w. Tage und Wochen waren so seit der Uebergabe des kostbaren Geschenkes verstrichen und noch hatte Merle nicht die geringste nähere Auskunft erhalten. Er wurde unruhig, ungeduldig und bestürmte die Dame vom Hause mit Bitten, zuletzt mit Vorwürfen. Das mißfiel. Den Zweck, das reiche Collier zu erhalten, hatte sie erreicht — wozu also noch länger sich verstellen? Man verweigerte ihm anfangs unter verschiedenen Vorwänden den Zutritt und endlich erhielt der Portier geradezu den Befehl, dem Unverschämten die Thür zu weisen und ihn nicht mehr zuzulassen.

Merle war außer sich, so betrogen zu sein und die Interessen seines Prinzipals so verletzt zu sehen. Er nahm seine Zuflucht zu brieflicher Mittheilung. Anfangs blieben seine Briefe ohne Antwort; zuletzt erhielt er sie unerbrochen zurück. Der unglückliche Geschäftsträger gerieth in Verzweiflung und machte sich bald die bittersten Vorwürfe, daß er sich so schnell eines Talismans habe

berauben lassen, obgleich er damit nur seiner Instruction gefolgt war.

In dieser peinlichen Lage erneuerte Merle die Bekanntschaft einer Landsmännin, die, obwohl erst seit Kurzem in Petersburg anwesend, doch schon die Aufmerksamkeit aller angesehenen Personen auf sich gezogen hatte. Diese Dame war von eben so großer Schönheit, als Beweglichkeit des Geistes und schlauem Wesen. Es ging das Gerücht, daß der erste Consul Bonaparte sie nach St. Petersburg abgeschickt habe, um eine Intrigue mit dem Kaiser Paul I. anzuknüpfen, der sehr leicht durch weibliche Reize zu fesseln war. Außerdem stand die mehr als zweideutige Schöne in ziemlich vertrauten Verhältnissen mit dem damaligen Minister des Auswärtigen, dem einflußreichen Grafen Rostopschin, durch welchen später der Welteroberer Kaiser Napoleon den Bau seines Glückes in dem Feuermeer von Moskau untersinken sah.

Merle, erfreut, seine schöne Landsmännin in der Hauptstadt des russischen Reichs wiederzusehen, suchte seinen Mißmuth in ihrer erheiternden Gesellschaft zu zerstreuen und besuchte sie öfter. Eines Tages bemerkte die Schweizerin die trüben Blicke auf den sonst so heitern Zügen ihres jungen Landsmannes, der wirklich einen Theil seiner frühern Heiterkeit verloren hatte und namentlich nicht mehr zu bewegen war, seine schöne Stimme

im Gesange hören zu lassen, so wie er auch sein seltenes Talent im Improvisiren nicht mehr leuchten ließ. Mit den zärtlichsten Ausdrücken der innigsten Theilnahme drang sie in ihn, ihr doch zu gestehen, welcher geheime Kummer ihn drücke. Doch Merle, der die Gefährlichkeit des Geheimnisses ahnte, blieb mehrere Tage schweigsam und antwortete stets ausweichend. Doch endlich konnte er den immer dringender werdenden Bitten seiner Freundin nicht länger mehr widerstehen und erzählte den Vorfall.

Die schöne Genferin, gutmüthig von Charakter, war auf's Höchste entrüstet und zeigte ihrem Landsmann das wärmste Mitgefühl. Sie suchte ihn zu trösten und ihm die Sache als bei Weitem nicht so gefährlich darzustellen, wie er sich einbilde. Ihre Trostgründe wirkten jedoch, wie sie bemerkte, nicht viel und sie beschloß nun, ihn auf nachdrücklichere Weise zu unterstützen, indem sie den ganzen Vorfall dem Grafen Rostopschin erzählte, obschon ihr Merle auf das Dringendste das tiefste Stillschweigen anempfohlen hatte. Auch hatte er nicht die geringste Ahnung von einem Verhältniß seiner Freundin zu dem Grafen Rostopschin. Als der Graf die Erzählung von dem schnöden Benehmen der Maitresse des Grafen Kutasow vernommen hatte, beschloß dieser intriguante Mensch, diese Gelegenheit zu benutzen, um gegen denselben selbst aufzutreten. So stellte er sich denn höchst aufgebracht über die Niederträchtigkeit der feilen

Person und versprach der Dame, daß dem jungen Manne volle Gerechtigkeit zu Theil werden solle, jedoch überredete er sie, Merle zu veranlassen, ihr nochmals alle näheren Umstände des Vorfalles mitzutheilen, wo möglich in seinem Beisein, weil er selbst, um für ihn wirken zu können, die näheren Umstände auf das Zuverlässigste und Genaueste kennen lernen müsse.

Die Dame, welche die Verschwiegenheit ihres Landsmannes kannte, erwiderte, daß es vergebene Mühe sein würde, ihn zu solchen Mittheilungen aufzufordern, da derselbe unter keiner Bedingung mit einem Dritten von der Sache reden würde. Rostopschin wollte jedoch diese treffliche Gelegenheit, seine Absichten gegen den Grafen Kutasow zu verfolgen, nicht aufgeben; er wußte daher die Dame zu bewegen, daß sie eines Abends ihren Freund unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit bitten lassen solle, ihr Gesellschaft zu leisten; dann würde sie leicht die Unterredung auf diesen Gegenstand leiten und ihn bewegen können, ihr die Sache noch einmal mit allen Umständen zu erzählen. Er selbst wolle dann hinter einer spanischen Wand ein ungesehener Zeuge dieser Unterredung sein, darauf hervortreten und den jungen Mann durch die Versicherung seiner Verwendung beruhigen.

Die Dame, in der Meinung, ihrem Freunde damit zu nützen, ging darauf ein und Tag und Stunde dieser Zusammenkunft wurde bestimmt.

An diesem Tage speiste Merle bei seiner Freundin zu Mittag und dieselbe schützte schon während des Essens eine leichte Unpäßlichkeit vor, bat ihn jedoch dringend, ihr am Abend Gesellschaft zu leisten.

Merle fand sich ein und traf die Dame im Negligée auf dem Divan liegend, wo sie über Kopfschmerzen klagte. Sie entschuldigte sich, nicht viel sprechen zu können und bat ihn, ihr zur Erleichterung seines Kummers nochmals alle die näheren Umstände der schnöden Betrügerei der Chevalier zu erzählen. Merle genügte arglos ihren Wünschen und theilte ihr nochmals den ganzen Hergang auf das Ausführlichste mit. Kaum hatte er geendet, so trat zu seinem großen Schreck der Graf hinter der spanischen Wand hervor. Merle war anfangs bestürzt und klagte über Verrath. Er wollte sich eiligst entfernen, aber die beiden Zeugen suchten ihn zu beruhigen, überhäuften ihn mit Liebkosungen und Rostopschin versprach ihm vollständige Genugthuung und den glücklichsten Erfolg für seine Sache auszuwirken, „vorausgesetzt — fügte er hinzu — daß Alles buchstäblich wahr ist, was Sie erzählt haben."

Merle, nunmehr völlig beruhigt, versicherte nun die Wahrheit seiner Mittheilungen.

Am nächsten Morgen hatte Rostopschin nichts Eiligeres zu thun, als dem Kaiser Paul die ganze Geschichte zu erzählen. Er fügte hinzu, daß die Maitresse

des Grafen Kutasow die Gerechtigkeit in Rußland durch ihren Einfluß verkaufe; ja, daß es derselben nicht genüge, durch ihre Intriguen die schlechteste Sache zu unterstützen, sondern auch, daß dieses schändliche Weib von beiden Seiten Geschenke und Geld annehme und die auf ihren Beistand Hoffenden bethöre, hinhalte und betrüge.

Kaiser Paul, der von Natur Gerechtigkeitsliebe besaß und das Gute wollte, jedoch nur zu oft sich durch Launen, Leidenschaftlichkeit, Kurzsichtigkeit und Uebereilung zu der empörendsten Ungerechtigkeit hinreißen ließ, befahl ohne Weiteres, dem Grafen Kutasow Hausarrest zu geben, bis die Sache untersucht sei.

„Ich werde den Generalprocurator beauftragen, die Sache auf das Strengste zu untersuchen!“ sprach er zu Rostopschin. „Wehe dem Schuldigen!“

Rostopschin, vielleicht selbst erschrocken über den kühnen Schritt, den er gewagt hatte, vergaß es, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, daß der Generalprocurator Abaijaninoff der vertrauteste Freund des Grafen Kutasow sei, daher sich eine unparteiische Rechtspflege in dieser Sache von demselben nicht erwarten lasse. Wenn es überhaupt gefährlich war, dem einmal entschieden ausgesprochenen Willen des Kaisers Paul nur das leiseste Bedenken entgegenzusetzen, so mag es wohl auch von Seiten Rostopschin's im entscheidenden Augenblicke eine gewisse Furchtsamkeit gewesen sein, wenn der-

selbe es nicht wagte, dem Kaiser diese Bemerkung zu machen. Aber die Folgen dieser Zurückhaltung waren furchtbar für den armen Merle.

Sobald der Generalprocurator Abaijaninoff den Befehl des Kaisers erhalten hatte, die Sache zu untersuchen, ließ er Merle kommen und ihn in einen Kerker werfen, wo ihn Niemand hören und sprechen konnte. Er wurde auf das Schärfste inquirirt, mit wem er seit seiner Ankunft in Rußland in Verbindung gestanden habe. Er nannte einige seiner Landsleute, Erzieher und Erzieherinnen in Moskau. Auch diese wurden Nachts aus ihren Betten geholt und in Kibitken unter Wache nach Petersburg gebracht. Es wurde ihnen gesagt, daß Merle sie als heimliche Jacobiner und Uebelgesinnte angeklagt habe. Diese bestürzten Leute wurden ebenfalls verhört, aber sofort wieder freigelassen, damit es schiene, als ob Merle sie verleumdet habe. Davon erhielt der Kaiser sogleich Bericht, worin Merle als der schändlichste Verleumder bezeichnet wurde. Das geschah absichtlich, um dem Kaiser von vornherein ein Mißtrauen gegen die Wahrhaftigkeit seiner Aussage gegen den Grafen Kutasow einzuflößen, welcher durch die Meinung, boshaft verleumdet zu sein, nur noch höher in der Gunst seines Herrn stieg.

Als der elende Rostopschin erkannte, welche auch für ihn gefährliche Wendung diese von ihm selbst ein-

gefädelte Sache nehme, beschloß er, das unglückliche Schlachtopfer seinem Schicksale und der gefährlichen Rache seiner erbitterten Gegner zu überlassen.

Auf diese Weise wollte man denn auch die Anklage des Grafen Kutasow niederzuschlagen suchen, der dann auch sofort wieder in Freiheit gesetzt wurde. So fiel denn auch das Ergebniß der ungerechten Untersuchung des Generalprocurators dahin aus, daß das Ganze nur ein fein angelegter Plan sei, um dem Grafen Kutasow das Wohlwollen seines Kaisers zu entziehen.

Paul, viel zu kurzsichtig, um die Intrigue zu durchschauen, und zu leidenschaftlich, um eine neue Untersuchung anzuordnen, glaubte noch sehr gerecht zu handeln, wenn er den Befehl gab, das Verbrechen der schändlichsten Verleumdung achtbarer Personen, dessen sich Merle schuldig gemacht habe, auf das Schärfste zu ahnden, und so wurde denn der unglückliche Getäuschte für seine gutmüthige Gefälligkeit gegen seinen Prinzipal und arglose Mittheilung eines ihm gespielten Betruges an seine Freundin verurtheilt: auf öffentlichem Platze in Petersburg 999 Knutenstreiche zu empfangen, und wenn er diese für Todesstrafe geltende barbarische Behandlung überleben sollte, für den Rest seines Lebens in die Wüsten Sibiriens verbannt zu werden.

Diese grausame Execution wurde vollzogen. Dem ohnmächtig Gewordenen wurde nicht blos die Haut,

sondern auch alles Fleisch bis auf die Knochen vom Rücken heruntergehauen. Der ungeheuere Schmerz erweckte ihn aus seiner Ohnmacht, doch nur, damit er von einem furchtbaren Wundfieber geschüttelt werde. Da er auf diese Weise noch Lebenszeichen zeigte, so wurde er, anstatt in eine Heilanstalt gebracht zu werden, mit dem Bauche auf Stroh in eine auf der Achse feststehende Kibitke gelegt und seine Wiederherstellung der Natur überlassen. Aber der ungeheuere Schmerz machte ihn fast wahnsinnig. Begreiflich erlöste ihn schon auf der nächsten Station der Tod von jenem schauderhaften Verbrechertransport, dessen unbeschreiblichen Rohheiten und Mühseligkeiten im Durchschnitt über zwei Drittheile jener Unglücklichen erlag.

Rostopschin blieb lange in seinem gelinden Exil, wohin ihn der Kaiser verwiesen hatte.

Und so endete diese entsetzliche Geschichte, die einen tiefen Einblick in die barbarischen und zerrütteten Zustände gewährte, wie sie damals in Rußland herrschten, und zwar nur in Folge einer über alle Begriffe schlechten, tyrannischen und launenhaften Regierungsweise eines Despoten, der dadurch das entsetzliche Geschick, das ihn wohlverdienterweise traf, selbst heraufbeschworen hatte.

II.

Paul's Ermordung.

1.

Veranlassung zu einer Thronrevolution. — Paul's Mißtrauen.

Paul I. konnte sich seit seiner Thronbesteigung von dem Gedanken nicht losmachen, daß ihm eine ähnliche Katastrophe bevorstehe, als seinen Vater Peter III. getroffen hatte, und wir haben gesehen, wie sein wahnsinniger, launenhafter Despotismus geradezu dahin arbeitete, ihn beim Militär eben so wie beim Volke verhaßt zu machen.

Die Garden, besonders die Officiere, vergaßen nicht, wie geringschätzend Paul als Großfürst und wie despotisch er sie als Kaiser behandelt hatte, und so hatte Paul selbst in diesen Truppen, die eigentlich seine Schutzwehr bilden sollten, die Werkzeuge einer Revolution erzogen, die nur auf günstige Gelegenheit warteten, ihn vom Throne zu stoßen.

Dagegen war der Großfürst Alexander bei allen Truppen, Officieren wie Gemeinen, so beliebt, daß sie ihn fast vergötterten. Er war ernst und streng, aber milde und gerecht. Er hielt sich fern von der Gamaschen-Pedanterie seines Vaters, während sein Bruder Constantin ganz in dessen Fußtapfen trat und es in seiner rohen Natur lag, daß er denselben, so weit seine Macht reichte, in launenhaftem Despotismus, kleinlicher Zopfparade und barbarischer Behandlung durch Stockschläge, Stöße und Fluchen wo möglich noch übertraf.

Auch im Volke galt der Thronfolger-Großfürst Alexander als ein Engel des Heils, von dem einst das jetzt so tyrannisirte Volk seine Rettung hoffte.

Davon war nun allerdings der Kaiser Paul I. bald unterrichtet; denn ein Heer von Spionen, welches er hielt und für jede Denunciation gut bezahlte, säumte nicht, jeden Zug einer solchen Vorliebe, die Alexander genoß, dem Kaiser als hochverrätherisches Benehmen anzuzeigen — wenigstens so, als Vorbereitung zu einer Thronrevolution, wurde die Gunst, worin der Großfürst Alexander beim Militär und Volk stand, aufgenommen. Und Constantin's rohem Charakter traute der Kaiser noch am ersten gewaltsame Maßregeln gegen seine Person zu.

Hatte er auch im Anfange seiner Regierung beide Großfürsten mit Gnadenbeweisen überschüttet, so war

dieſes nicht aus Liebe geſchehen, ſondern aus Politik. Er dachte ſie durch Ehren- und hohe Militärſtellen, durch eigenes Intereſſe näher an ſeine Perſon und Regierung zu feſſeln und zugleich damit Gelegenheit zu erhalten, ſie beſſer überwachen zu können.

Beſonders aber war er mißtrauiſch gegen ſeine duldſame, edle Gemahlin. Wie ſeines Vaters Gemahlin Katharina, ſeine Mutter, die Seele der Conſpiration gegen denſelben und die Urſache ſeines Todes geweſen war, ſo glaubte auch Paul bei ſeinem beſchränkten Verſtande und dem ewigen Mißtrauen, welches ihn verfolgte, nicht zweifeln zu dürfen, daß die Kaiſerin damit umgehe, ſich durch ihre Liebenswürdigkeit eine politiſche Partei zu bilden, die ihr einſt erlauben würde, an deren Spitze ihn entthronen und ermorden zu laſſen.

Daher ſein täglich erhöhter Argwohn, den die allerunſchuldigſte Veranlaſſung noch erhöhte. Er traf danach ſeine Maßregeln. Er beſtimmte, wer mit ihr reden durfte, wer nicht; wer ihr beim Spazierengehen den Arm reichen durfte und wer ihr ſtets fern bleiben mußte. Zuletzt glaubte er eine ſichere Perſönlichkeit gefunden zu haben, um ſeine Gemahlin zugleich zu begleiten und zu beobachten. Dieſes war der Fürſt Nieswitzky, ein beſchränkter Kopf und zugleich höchſt langweiliger Menſch, der aber in gewiſſer Hinſicht ſchlau und hinterliſtig war. Dieſer erhielt vom Kaiſer den Befehl, ſeine Gemahlin

stets auf ihren Spaziergängen zu führen. Dieser Nieswitzky wußte sich das Vertrauen des Czaren dadurch zu erhalten, daß er ihm jedes Wort, welches die Kaiserin mit ihrer Dame gesprochen hatte, hinterbrachte und darüber wachte, daß sie mit den andern Cavalieren kein Wort wechselte, als was gerade die Etikette mit sich brachte. Auch wer an ihren Spielpartien theilnehmen sollte und wer nicht, bestimmte der Kaiser jedes Mal.

Man kann nicht zweifeln, daß sich die Kaiserin durch diese Beschränkung ihrer Freiheit höchst unglücklich fühlte; doch ließ sie Alles über sich ergehen, um nicht einem Verdacht Nahrung zu geben, dessen Wahrheit ihrem edlen, duldsamen Charakter so fern lag.

Trotz diesem Mißtrauen prophezeiten doch Alle, die mit der unsinnigen despotischen Handlungsweise des Czaren bekannt waren, daß eine solche Regierung unmöglich von langer Dauer sein könne.

2.

Verschwörung gegen Paul.

Zuerst verständigten sich unter einander über die Nothwendigkeit, dem unsinnigen Despotismus des Kaisers Paul ein Ende zu machen, die Gardeobristen Uwaroff, Jesselowitsch und Tartarinoff; dann die Generale Benningsen, Talizin und Zubow, nebst zwei Brüdern dieses

vormaligen Günstlings Katharina II., der jetzt bei dem launenhaften Kaiser wieder in Gnaden aufgenommen war. Dazu traten noch der Fürst Ploto und der Obrist-stallmeister Nicolaus, dann ein Adjutant Paul's, Argamakoff, und mehrere andere Personen von Rang. Alle diese Personen fanden die Tollhäusler-Tyrannei ihres Monarchen unerträglich.

Dennoch kam es bis jetzt zu keinem entscheidenden Schritt. Sie wagten nicht damit hervorzutreten, weil dann von einer Entdeckung oder nur dem leisesten Verdacht der Tod auf dem Schaffot die unausbleibliche Folge gewesen wäre.

Zu ihrem Glück war der Militärgouverneur der Residenz, Graf Pahlen, der den Auftrag hatte, die Unzufriedenen genau zu überwachen, eingeweiht in ihre Pläne und billigte sie im Stillen um so mehr, als er selbst mit ähnlichen Gedanken umging.

Ganz Petersburg schätzte ihn wegen seiner rühmlichen Amtsführung. Er genoß den vortheilhaftesten Ruf. Schon seine äußere Erscheinung schien ganz dazu geeignet zu sein, Vertrauen einzuflößen. Bei dem Allen war er gegen Paul, der ihm sein Vertrauen schenkte, die Verstellung selbst. Was Pahlen bewog — ob Ehrgeiz und Hoffnung auf große Vortheile, oder die Mißbilligung der unerhörten Despotie des Kaisers — an dieser Verschwörung theilzunehmen, läßt sich wohl nicht ergründen.

Jedenfalls waren es edlere Motive, dafür spricht schon der ganze Charakter desselben und die tadellose Verwaltung seines Amtes.

Schon ein Jahr zuvor, ehe Paul entthront wurde und Alexander den Thron bestieg, hatte Pahlen diesem Großfürsten auf das Eindringlichste vorgestellt, wie nothwendig es für die innere und äußere Wohlfahrt des Reiches sei, den Kaiser auf irgend eine Art zu verhindern, seinen despotischen Launen schrankenlos und ungestört die Zügel schießen zu lassen. So wenig Alexander die Regierungsweise seines Vaters billigte und so sehr er auch die Nachtheile derselben begriff, so wenig war er doch geneigt, irgend einen gewaltsamen Schritt dagegen zu billigen, um diesem Unwesen ein Ende zu machen. Er vermochte die kindlichen Gefühle des Sohnes gegen den Vater nicht zu unterdrücken und erklärte: es möge daraus entstehen, was da wolle — er könne nichts gegen den Kaiser unternehmen.

Pahlen gab deshalb seine Pläne nicht auf und er suchte durch seinen Einfluß nach und nach alle diejenigen Personen aus der Nähe des Kaisers zu entfernen, die er nicht hoffen durfte in das Complot gegen ihn zu verwickeln. Am schwersten wurde es ihm, den Sturz des Vicekanzlers Rostopschin zu bewirken, der dem Kaiser sehr ergeben war. Der Zufall hatte demselben einen Brief des Grafen Panin, welcher an der Spitze der

Unzufriedenen in Moskau stand, in die Hände gespielt. So vorsichtig derselbe auch abgefaßt war, so entging doch die wahre Absicht desselben den scharfen Blicken des Vicekanzlers Rostopschin nicht, und dieser beeilte sich, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen.

Paul ließ nun augenblicklich die Person rufen, an welche das verdächtige Schreiben gerichtet war. Diese aber sprach sich darüber mit einer scheinbaren Offenheit und Zuversicht aus, daß selbst der mißtrauische Czar dadurch getäuscht wurde. So ging für dieses Mal das Ungewitter vorüber; aber die Gefahr wurde immer dringender. — Doch in Rußland war damals Alles durch geschickt geleitete Kabalen zu erreichen, und so gelang es auch Pahlen, den gefährlich treuen Rostopschin aus Paul's Nähe zu entfernen.

Einige Monate später nahm Paul wieder Gelegenheit, die Gesinnungen Alexander's nach seinen Wünschen umzustimmen. Der Prinz war schon etwas nachgiebiger geworden; nur darin blieb er bei seinem früheren Ausspruche, daß er durchaus gegen jede Maßregel protestire, welche das Ansehen seines Vaters auf irgend eine gewaltsame Weise schmälern könne.

Nun schlug Graf Pahlen einen andern Weg ein, um seinen Plan zu verfolgen. Er handelte fortwährend zu Gunsten desselben. Es war eine schlau angelegte Kabale, daß er den Großfürst Alexander und selbst den

Großfürsten Constantin bei ihrem Vater verdächtigte, was bei dem mißtrauischen Monarchen äußerst leicht zu bewirken war, wobei er auf der andern Seite den Söhnen Besorgnisse einflößte, daß der Vater eine strenge Maßregel gegen sie im Schilde führe.

Dem Czaren machte er vor Conspirationen bange, welche seine Söhne gegen ihn anzuspinnen beabsichtigten, und diesen gegenüber spielte er den Vertheidiger und Beschützer ihrer Freiheit und ihres Lebens gegen den argwöhnischen Vater, von dem sich freilich das Aergste erwarten ließ, wenn er einmal Mißtrauen geschöpft hatte.

Paul's stete Angst und innere Unruhe ging so weit, daß er eines Nachts, von einem bösen Traum beunruhigt und geweckt, seine Söhne augenblicklich herbeiholen und auf das ihnen vorgehaltene Cruzifix schwören ließ, daß sie ihm nicht nach dem Leben trachteten.

So fern ihnen dieser Gedanke auch lag, so mußten sie aus diesem Ereignisse doch erkennen, welches entsetzliche Mißtrauen ihr Vater gegen sie hegte, und daß in diesem Falle Alles zu fürchten war, bewiesen seine tyrannischen Handlungen, die sich von Tage zu Tage mehr häuften.

Pahlen brachte es auf diesem Wege des immerfort genährten Mißtrauens dahin, daß er vom Kaiser die schriftliche Ordre erhielt, den Großfürsten Alexander, wenn und wo er es für nöthig halten sollte, verhaften zu lassen.

Dieses ereignete sich im Anfange des Jahres 1801, als Paul durch einige Gerüchte und unbestimmte Nachrichten besorgter gemacht worden war, daß Verschwörungen gegen ihn im Werke seien. In diesem Mißtrauen ließ er eine Menge ganz unschuldiger Personen von angesehenen Familien in Petersburg Nachts verhaften und verschwinden. Niemand wußte, wohin sie gebracht waren.

Auf Pahlen setzte er immer noch sein Vertrauen. Eines Tages ließ er ihn eiligst zu sich rufen. Er hatte eben wieder eine beunruhigende Nachricht erhalten und trat ganz bewegt auf den eintretenden Grafen zu, indem er ihm zurief: „Man steht mir nach dem Leben! setzen Sie Alles in Bewegung, dem verruchten Complot auf die Spur zu kommen. Gott soll mich verdammen, wenn Einer der darin verwickelten Schurken am Leben bleibt!"

„Ich weiß schon darum," entgegnete Pahlen ganz ruhig „Um mich desto sicherer der Elenden bemächtigen zu können, habe ich mich in ihre Geheimnisse eingeschlichen und gehöre so zu sagen mit zu ihrem Complot. Ew. Majestät können also ganz ruhig sein; so lange ich diese Bösewichter überwache, haben Sie Nichts zu fürchten. Vor dem Ausbruch einer Revolte werde ich sie auf frischer That verhaften. Ich zögere nur, um durch Verhaftung einzelner Theilnehmer nicht die andern, etwa noch unbekannten in den Harnisch zu bringen. Meine Maßregeln aber sind so angelegt, daß ich kurz

vor der Explosion der Hyder mit einem großen Schlage die hundert Köpfe abhauen kann."

Dieser Gedanke eines großen Schlages, den Paul noch weiter auf seine Gemahlin und seine Söhne ausdehnte, beruhigte ihn wieder. Er blieb einige Zeit in der einmal gefaßten Stimmung. Indeß glaubte Pahlen, es möchte nun bald Zeit zum Handeln werden und begab sich noch einmal zu Alexander, dem er seine früheren Vorstellungen wiederholte und sie noch verstärkte durch Mittheilung dessen, was in diesen Tagen geschehen war.

Da Alexander nicht einwilligen wollte, seinen Vater zur Abdankung zu zwingen, so zeigte ihm Pahlen die Ordre zu seiner Verhaftung vor.

Das entschied. Der Großfürst gab tief ergriffen, nur um der Pflicht der Selbsterhaltung zu genügen und das Reich vor bodenlosem Verderben zu sichern, seine Zustimmung, jedoch nur unter der Bedingung, daß nichts gegen das Leben des Kaisers unternommen werde und man sich nur darauf beschränke, sich seiner Person zu bemächtigen und sie auf sichere Weise zu verwahren, um die Entsagung auf die Krone und das Reich von ihm zu erlangen.

Die Ausführung dieses Projects wurde beschleunigt durch ein Ereigniß, wodurch Pahlen erkannte, daß der Kaiser auch gegen ihn Verdacht geschöpft habe, so wie daß Paul mit bedrohlichen Absichten gegen die Ver-

schworenen umgehe. Der Kaiser hatte nämlich ganz gegen seine Gewohnheit einen Courier mit einer eigenhändig geschriebenen Depesche an den durch seine entsetzlichen Grausamkeiten übelberüchtigten ehemaligen Militärgouverneur von Petersburg, Araktschejeff, persönlich abgefertigt, so daß er sogar den Paß desselben eigenhändig ausgefertigt und unterschrieben hatte, was sonst den Amtsbefugnissen des Grafen Pahlen zustand.

Dieser aber hatte gute Kundschafter und erhielt augenblicklich von dem auffallenden Verfahren des Kaisers Nachricht. Er ließ daher diesen Courier, scheinbar aus Wachsamkeit für die Sicherheit des Czaren, anhalten. Man nahm ihm seine Papiere ab und der Militärgouverneur eilte mit dem Passe zum Kaiser, um ihn zu fragen, ob es damit seine Richtigkeit habe, da er verbrecherische Maßregeln der Rebellen darunter vermuthe. Paul gerieth in Verlegenheit, seine geheimen Anordnungen verrathen zu sehen, und gerade an denjenigen, den sie betrafen und dem sie verborgen bleiben sollten. Er erklärte, seine Gründe für diesen ungewöhnlichen Schritt gehabt zu haben.

Pahlen entschuldigte sich und versicherte, der Paß solle dem Courier augenblicklich wieder eingehändigt werden. Indem er sich beim Kaiser beurlauben wollte, sagte ihm dieser nach einer kleinen Pause mit vieler Heftigkeit: „Erinnern Sie sich noch der Vorgänge von 1762?“

„Ich war damals Sergeant bei der Garde Eurer Majestät.“

„So — ich vermuthe, man denkt dermalen auf Wiederholung jener Ereignisse.“

„Eure Majestät, das ist sehr möglich; doch nur eine kleine Zahl von Personen kann sich mit solchen verbrecherischen Entwürfen befassen. Allein so leicht wie damals ist jetzt die Ausführung nicht. Die Armee steht jetzt unter Eurer Majestät Controlle; wir besitzen eine treffliche Polizei, der nichts entgeht, und dann — der Vater Eurer Majestät war nicht gekrönt; Sie sind es.“

Noch einmal schien es dem Grafen gelungen zu sein, Paul's Mißtrauen zu beseitigen; indeß wollte er es doch nicht auf einen dritten Versuch ankommen lassen, da er aus der heimlich geöffneten und gelesenen Depesche ersehen hatte, daß Araktschejeff zurückgerufen und in seine frühere Stelle, die jetzt Pahlen bekleidete, wieder eingesetzt werden sollte. Es hieß darin weiter: „Ich baue meine ganze Hoffnung auf Sie. Kommen Sie sogleich. Wenn Sie zögern, bin ich verloren. Pahlen ist ein Verräther.“

Diese Erklärung des Kaisers war deutlich genug. Pahlen, als Haupt der Verschwörung, hielt diese gefährliche Depesche zurück und sendete an Araktschejeff eine andere, unschädlicheren Inhalts; denn der Garnisonort, wo Araktschejeff sich befand, war nur fünf deutsche Meilen

von Petersburg entfernt und so, wenn er die Depesche erhalten hätte, würde der Retter und Rächer eingetroffen sein, ehe der Plan der Verschworenen zur Ausführung kommen konnte. Dann wäre Alles verloren gewesen und Pahlen's Kopf war der erste, der fallen mußte.

Noch ein Ereigniß trieb zur Beschleunigung der Katastrophe.

Eines Abends, als sich der Kaiser bei seiner Maitresse, einer Frau von Gagern, befand, rief er in höchster Aufregung mehrere Male aus: „Ich sehe, daß die Zeit gekommen ist, meinen großen Streich auszuführen!" In demselben Sinne sprach er zu seinem Oberstallmeister, seinem Günstling Kutasow, und fügte hinzu: „Nachher wollen wir Beide wie Brüder leben."

Frau von Gagern, durch den bedeutungsvollen Ton jener Aeußerung des Kaisers erschreckt, theilte dieselbe ihren Vertrauten mit und fügte hinzu: „Ich weiß nicht, was der große Streich, wovon der Kaiser redet, bedeuten soll?" Aber Pahlen, der von dieser Aeußerung sogleich Kunde erhielt, wußte es recht gut. Aus der Combination verschiedener hingeworfener Aeußerungen des Kaisers war Pahlen zu der Ueberzeugung gekommen, daß Paul nichts Geringeres beabsichtigte, als die Kaiserin für den Rest ihrer Tage in ein Kloster bei Archangel einzusperren. Für den Thronerben sollte die Festung Petersburg die Hemmkette seiner thronräuberischen Pläne

werden, und gegen die, welche es mit ihnen hielten, bot Sibirien und das Schaffot ein sicheres Schutzmittel dar. Pahlen's Thätigkeit kam indessen dem Allen zuvor.

Schon war nach einer geheimen Berathung unter den Verschworenen die Nacht vom 22sten auf den 23sten März zum Ausbruch der Katastrophe bestimmt, als um ein Haar das ganze Complot verrathen und vernichtet worden wäre.

Am Morgen des 22sten ritt Paul mit seinem Stallmeister auf dem Suwarow-Platz spazieren, als sich ihm ein Mann näherte, der, wahrscheinlich verkleidet, die Kleidung der unteren Stände trug, und ihm ein Schreiben überreichen wollte. Da aber das Pferd des Kaisers sich scheute und zur Seite sprang, so nahm der Stallmeister die Bittschrift an und steckte sie in seine Rocktasche. Zum Glück für die Verschworenen vergaß er sie dem Kaiser zu überreichen, indem die Schrift in der Tasche des ausgezogenen Kleides blieb; denn diese Schrift enthielt die detaillirtesten Nachrichten über die Verschwörung und deren Pläne, mit namentlicher Angabe aller darin verwickelten Personen. Hätte der Kaiser davon Kunde erhalten, so würde das viele Köpfe, auch den Pahlen's, gekostet haben. So aber schien es, als wollte die Vorsehung selbst dem heillosen Treiben des launenhaften Despoten, das ein großes Reich unglücklich machte,

ein Ende machen, und die Gefahr der Entdeckung ging glücklich vorüber.

So ging man denn getrosten Muthes an die Ausführung des Complots.

3.

Paul's Ermordung.

Da die Verschworenen alle im kaiserlichen Palast täglich ein- und ausgingen, so waren sie mit der Localität des Schauplatzes ihrer vorhabenden That völlig vertraut. Paul bewohnte damals den Palast St. Michael. Die Vorkehrungen, die er dort zu seiner Sicherheit hatte treffen lassen, konnten kein Hinderniß für sie werden. Die Wache in der verhängnißvollen Nacht war einem Bataillon des Regiments Semonowsky anvertraut, welches der Großfürst Constantin persönlich befehligte.

Abends versammelten sich die Verschworenen bei dem General Talizin, der zugleich Obrist der Preobaschensky'schen Garden war und fast alle Officiere dieser Truppe in's Geheimniß gezogen hatte. Dasselbe hatte auch bei den anderen Garderegimentern stattgefunden. Der Tyrann war so allgemein verhaßt, daß sich unter den vielen Mitwissern der Conspiration kein Verräther fand. Die Soldaten in's Geheimniß zu ziehen hatte man jedoch nicht gewagt, da diese durch Rubel und

Branntwein leicht zum Verrath zu bewegen gewesen wären.

Bei einer gut besetzten Tafel schwur man sich gegenseits Treue und Ausdauer auf alle Fälle. Man gedachte der großen Hoffnungen, die sich an den glücklichen Ausgang für alle Theilnehmer knüpfen mußten. Wenig Stunden vorher, ehe man an's Werk ging, vermehrte Pahlen noch die Zahl der Verschworenen durch eine Anzahl junger Männer aus großen und angesehenen Familien, welche seit einigen Tagen, auf Befehl des Kaisers, schmachvoll verhaftet, degradirt und geknutet oder sonst gemißhandelt worden waren, und zwar wegen Vernachlässigungen im Dienst, die kaum eine leichte Rüge verdient hätten. Pahlen öffnete ihnen selbst die Thüren ihrer Gefängnisse und brachte sie zum General Talizin, wo der Fürst Plato Zubow, Katharinens ehemaliger Favorit, der General Bennigsen und Andere sich befanden, die sie in das Geheimniß einweihten, und mit Freuden gelobten sie, dem Werk ihrer Rache den letzten Blutstropfen zu weihen.

Paul hatte sich kurz vor Mitternacht in sein Schlafgemach begeben, nachdem er den ganzen Tag ungewöhnlich heiter gewesen war. Vielleicht glaubte er, daß die beschlossenen gewaltsamen Schritte gegen seine Familie und die Verschworenen so unfehlbar eingeleitet wären, daß man bald damit zum Ziel kommen würde, wo er

alsdann mit seinem Stallmeister „wie Brüder" würde leben können.

Halb ein Uhr in der Nacht brachen die Verschworenen auf. Ihre Zahl mochte sich etwa auf sechzig belaufen.

Der von Paul auf der Stelle des alten Sommerschlosses erbaute Michaelow'sche Palast war ein massives, unförmliches Gebäude. Der Kaiser hatte es, um recht sicher zu sein gegen jeden Ueberfall, mit Bastionen umgeben und immer führte er neue Vertheidigungswerke hinzu, hoffend, auf diese Weise einer plötzlichen Empörung Trotz bieten zu können.

Eitle Vorsicht! Pahlen und seine Mitverschworenen kannten eben so gut, wie der Kaiser selbst, alle die dunkeln Gänge und unfreundlichen Gemächer im unheimlichen Innern dieses Palastes.

Die Verschworenen, vom Wein erhitzt, theilten sich in zwei Banden, von denen die eine Pahlen und Zubow, die andere Bennigsen anführte; der Adjutant des Kaisers, Argamakoff, führte den Vortrab. Da die Meisten stark betrunken waren, so hatten die Führer Mühe, die wilden Ausbrüche der freudigen Racheluft zu dämpfen, um zu vermeiden, daß Aufmerksamkeit erregt werde, welche dem Unternehmen noch im letzten Augenblick gefährlich werden konnte. So kamen sie glücklich bei einer in den Garten führenden Hinterthür an. Dort

aber wurden sie von einer Schildwache angehalten. Da aber der Wachtposten den kaiserlichen Adjutanten und mehrere Generale vor sich sah, so ließ er den ganzen Trupp passiren, nachdem mehrere erklärt hatten, der Kaiser habe sie herbeigerufen, um einen außerordentlichen Kriegsrath zu halten.

Argamakoff führte die Verschworenen eine verborgene Treppe hinauf in das Vorzimmer des Kaiser. In diesem Vorgemach waren zwei Kammerdiener und zwei Husaren in tiefen Schlaf versunken.

Bevor die Verschworenen dahin kamen, mußten sie durch eine Gallerie, in welcher die Schildwache ihnen ihr: „Halt! — wer da?“ zurief. Der General Bennigsen sprach mit gedämpfter Stimme: „Schweig, Unglücklicher! Ahnest Du denn nicht, was wir vorhaben?“ — Derselbe Instinct, welcher die Wache des in seiner Wiege sorglos schlummernden Iwan auf Lestoqu's ähnlichen Zuruf vor Elisabeth's Füßen niederwarf, bewog jetzt, sechzig Jahre später, den Soldaten des Wachtpostens, sich ruhig zu verhalten und vor den hohen Officieren das Gewehr zu präsentiren. Doch um glauben zu machen, daß das Geräusch, welches bei diesem Vorbeimarsch unvermeidlich war, von der Patrouille herrührte, rief er: „Patrouille vorbei!“

Argamakoff begab sich nun allein vor die Thür des Vorzimmers und klopfte leise. Auf die Frage eines

Kammerdieners von Innen: „Wer ist da?“ nannte er sich und fügte hinzu, daß er komme, um dem Kaiser einen eiligen Rapport abzustatten. — „Das kann um Mitternacht nicht geschehen,“ lautete die Antwort. — „Es ist schon sechs Uhr Morgens!“ entgegnete der Adjutant, „laßt mich nur herein. Es brennt in der Stadt und wenn ich nicht gleich die Meldung an den Kaiser machen kann, so fürchter seinen Zorn.“ Der Kammerdiener verlor den Kopf bei dieser Drohung und öffnete.

Schnell drängten sich neben Argamakoff noch acht Personen mit gezogenem Degen in das Vorzimmer. Der Kammerdiener schlug ein Kreuz und verbarg sich in einem Winkel, einer der Husaren zog seinen Säbel und wollte die Eindringenden zurückhalten; aber er wurde augenblicklich niedergestoßen, der andere Husar entfloh. Alles das war das Werk eines Augenblicks, das in tiefster Stille vor sich ging.

Der Kammerdiener klopfte, von allen Seiten bedroht, an die Thür des kaiserlichen Schlafzimmers. Alles war wieder still geworden. Paul fragte, was es gäbe und der Kammerdiener sagte ihm, daß der Adjutant da sei, um ihm eine dringende Meldung zu machen. Es sei Feuer in der Stadt. Paul konnte von seinem Bette aus durch einen Drahtzug die Thür öffnen und das geschah. Sogleich klatschte Argamakoff, der in der offenen Thür stehen blieb, in die Hände, um den noch

im Corridor befindlichen Verschworenen das Zeichen zu geben, daß es Zeit sei, näher zu treten.

Paul hatte dadurch erfahren, daß ein Angriff auf seine Person im Werke sei. Er hatte noch so viel Zeit, aus dem Bette zu springen und einen Versuch zur Flucht zu machen. Er hätte auf zwei Wegen der Gefahr entgehen können, einmal, indem er in die anstoßenden Gemächer der Kaiserin entfloh, und dann konnte er durch eine Fallthür, die unter seinem Bette angebracht war, in die unter seinen Zimmern liegenden Gemächer des Großfürsten Alexander gelangen. Allein da er voraussetzte, daß ein Aufstand gegen seine Person nicht ohne Vorwissen seiner Familie unternommen sein konnte, so fürchtete er, auf jedem dieser Fluchtwege aus dem Regen in die Traufe zu kommen. Er hatte zwar einen Degen ergriffen, aber so gänzlich den Kopf verloren, daß er erst in die anstoßende Garderobe, die keinen andern Ausgang hatte, entfloh; dann wieder umkehrend hinter einem Bettschirm sich niederkauerte.

Seine Verfolger, Zubow und Benningsen voran, stürzten vor allen Dingen nach dem Bette des Kaisers und fanden es leer.

„Gott — er ist uns entgangen, wir sind verloren!“ rief Benningsen voll Schreck. Doch besonnener als die Andern, die sich eiligst auf die Flucht begeben wollten, durchsuchte er das Gemach und fand ihn zusammen-

gekauert hinter dem Bettschirm versteckt. Er näherte sich ihm, salutirte mit dem Degen und sagte mit lauter Stimme: „Sire, im Namen des Kaisers Alexander! Sie sind unser Gefangener! Wenn Sie sich nicht widersetzen, wird Ihnen nichts Leides geschehen.“

Paul antwortete darauf nicht. Der schwache Schein, welchen die Nachtlampe im Zimmer verbreitete, ließ Schrecken und Verwirrung auf seinen bleichen Zügen erkennen. Benningsen, ohne einen Augenblick zu verlieren, untersuchte alle Ausgänge, verschloß sie und steckte die Schlüssel in die Tasche. Eine Thür führte, wie gesagt, in die Zimmer der Kaiserin, eine andere in die Garderobe und zwei in die Cabinette, in welchen die Fahnen und die Degen der vielen im Arrest befindlichen Officiere aufbewahrt wurden.

Während Benningsen diese Thüren verschloß, wiederholte Zubow dem Kaiser: „Sire, auf Befehl des Kaisers Alexander, Sie sind unser Gefangener!“ — „Was! Gefangener?“ rief Paul. „Was habe ich Euch gethan?“ — „Sie haben uns seit vier Jahren tyrannisirt — und das muß ein Ende haben!“ antwortete einer der Verschworenen.

Der Kaiser bildete seinen empörten Unterthanen gegenüber eine höchst klägliche Figur. Im Hemde, nur mit einer wollenen Weste bekleidet, mit bloßen Beinen in Pantoffeln, einen Schlafrock über die Schultern ge-

worfen und eine hohe weiße Nachtmütze auf dem Kahlkopfe, so stand er zitternd da, daß ihm die Zähne klapperten, den trotzigen Männern gegenüber, die mit dem Degen in der Faust und den Hüten auf dem Kopfe ihm erklärten, daß er nicht mehr Kaiser sei, sondern Alexander ihr Herr wäre. Hätte er nur etwas Geistesgegenwart gehabt, so würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, durch die erwähnte Fallthür unter seinem Bette zu entkommen.

Während man bemüht war, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen, vernahm man draußen Geräusch. Zubow eilte so schnell als möglich in die Zimmer Alexander's, die sich unter denen des Kaisers befanden. Die beiden Großfürsten Alexander und Constantin, Letzterer erst jetzt in das Geheimniß eingeweiht, waren nebst ihren Gemahlinnen in der peinlichsten Lage. Die Nachrichten, welche Zubow ihnen brachte, vermehrten nur ihre Unruhe, anstatt sie zu vermindern. Der Großfürst Alexander schien am tiefsten davon ergriffen zu sein.

Indeß war Benningsen mit einigen Verschworenen bei dem Kaiser geblieben. Er war in augenscheinlicher Verlegenheit, die sich gewiß noch vermehrt hätte, wenn Paul von dem gezogenen Degen, den er noch in der Hand hielt, zu seiner Vertheidigung Gebrauch machte. Aber so blieb der unglückliche Monarch vor Schreck und Angst ohne alle Bewegung, außer daß er von Zeit zu Zeit wie von einem Fieberschauer geschüttelt wurde.

Plötzlich stürzten mehrere Verschworene, völlig betrunken, in's Gemach.

Zubow hatte indeß dem stolzen Autokraten erklärt, daß er dem Throne zu Gunsten seines Sohnes, des Großfürsten Alexander, förmlich entsagen müsse. Dieser Gedanke traf Paul's empfindlichste Seite. Er wurde wüthend und machte Miene, auf Zubow loszuschlagen. „Haltet ihn," rief Benningsen, „sonst sind wir verloren!" Dieses Wort hörten die Eintretenden und verstanden es so, daß sie den Kaiser thätlich angreifen sollten.

Und so stürzten sie denn wüthend auf ihn los, schlugen und rissen ihn zu Boden, warfen dabei den Bettschirm und die Lampe um; nun entstand im Dunkeln ein furchtbarer Kampf um Leben und Tod. Man hörte nur im Dunkeln Poltern, Fluchen, Stöhnen und Röcheln. Es war der Fürst Taschmil, Generalmajor der Artillerie, der kurz zuvor aus dem Dienst gestoßen war, der, schäumend vor Wuth, auf den Kaiser zustürzte und ihn mit einem fürchterlichen Faustschlage zu Boden geworfen hatte. Der weitere Verlauf dieser entsetzlichen Mordscene trug sich in der dichtesten Finsterniß zu. Benningsen, welcher glaubte, daß Paul zu entfliehen oder sich zu vertheidigen suche, rief ihm zu: „Um Gottes willen, Sire, denken Sie nicht daran, uns zu entkommen. Ihr Leben ist in unserer Gewalt. Sie sind verloren, wenn Sie den geringsten Widerstand versuchen."

Während dem hörte man die Stimme von Taschwil, von dem Adjutanten der Gardecavallerie, Gardanow, dem Artillerieobristen Santarinoff, der Fürsten Werinskoi und Seriatin, die letztern drei cassirte Officiere. Sie hatten sämmtlich ihnen widerfahrenes Unrecht zu rächen und hegten gegen Paul einen Todeshaß. Man schien mit dem Kaiser heftig zu ringen. Einmal gelang es ihm, aufzustehen, aber augenblicklich wurde er wieder zu Boden geschlagen. In seinem Sturz riß er einen Marmortisch um und erhielt durch den Fall eine breite und tiefe Wunde im Gesicht und an der Stirn. General Benningsen allein nahm keinen Antheil an dieser mörderischen Rauferei. Er begnügte sich damit, dem Kaiser, der schon nicht mehr hören konnte, beständig zuzurufen: sich doch ja nicht zu vertheidigen.

Jetzt erst holte er Licht aus einem Nebenzimmer, und als er damit wieder eintrat, war der erste Gegenstand, den er erblickte, der Kaiser Paul, der entseelt, der Länge nach, am Boden lag. Um seinen Hals war von einer Officierschärpe eine Schlinge geschürzt, — seine Mörder waren jubelnd entwichen. Vergebens hatte der unglückliche Monarch versucht, mit seinen Händen das Zuschnüren der Kehle zu verhindern, indem er sie in die Schlinge steckte. Die Gewalt der Mörder war stärker gewesen, als diese schwache Gegenwehr. Die Erdrosselung war vollständig geschehen — merkwürdig genug hatte

sich die Mordscene, welche seinem Vater das Leben gekostet hatte, in ganz ähnlicher Weise gegen ihn selbst erneuert. Allein die Geschichte und Erfahrung lehrt: „Alles wiederholt sich nur im Leben!“ Kurz vorher, ehe er seinen letzten Athemzug aushauchte, hatte er seinen Henkern auf französisch flehend zugerufen: „Um des Himmels willen, meine Herren, verschonen Sie mich! Lassen Sie mir wenigstens noch Zeit zum Leben!“ — Man hörte nicht darauf; die furchtbare Schlinge wurde zugezogen. „Constantin! Constantin!“ waren seine letzten Worte, welche die Todesangst ihm auspreßte.

4.

Nach dem Tode Paul's.

Nachdem Benningsen mit seiner besonnenen Ruhe, die er auch in diesen entsetzlichen Augenblicken nicht verläugnete, sich überzeugt hatte, daß Paul todt sei, ließ er die Leiche auf ein Bett legen und das Gesicht zudecken.

Dem Gardehauptmann Malkoff gab er darauf Befehl, alle Zugänge zu den kaiserlichen Gemächern zu besetzen und Niemanden, ohne Ansehen der Person, zu der Leiche des Kaisers zu lassen. Nachdem Benningsen dieses angeordnet hatte, eilte er in das untere Stockwerk, um Alexander von diesem Ereignisse in Kenntniß zu setzen.

Alexander erfuhr nun erst, um welchen Preis er die Krone erhielt. Er überließ sich dem lebhaftesten Schmerz, als auch Pahlen eintrat, der die Bewachung der großen Treppe übernommen hatte, um Paul's Flucht unmöglich zu machen, und bei der Mordscene nicht gegenwärtig gewesen war. Nachdem Pahlen jetzt erst erfahren hatte, daß Alles beendigt sei, begab er sich zu Alexander, um ihm seine Huldigung darzubringen. Kaum erblickte ihn Alexander, so rief er, beinahe außer sich vor Schmerz: „O Pahlen! welche Nacht! — wird man nicht sagen, ich sei Mörder meines Vaters. Und Sie hatten mir doch versprochen, über sein Leben zu wachen. — Nein, Niemand ist mehr zu beklagen, als ich!"

Pahlen, der mehr darauf bedacht war, dem Großfürsten den Thron zu sichern, als den todten Tyrannen zu beweinen, entgegnete: „Sire! bedenken Sie zuerst, daß ein Monarch nicht ohne die Theilnahme des Volkes in den Genuß der höchsten Gewalt treten kann. Ein einziger Augenblick der Schwäche kann die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. Zeigen Sie sich der Armee, um von ihr als Kaiser begrüßt zu werden. Eure Majestät dürfen keinen Augenblick vergessen, was Sie dem Reiche schuldig sind."

„Ich werde für seinen Mörder gelten!" war Alles, was Alexander ausrief, indem er händeringend im Zimmer auf- und niederging, sich dann heftig auf's Sopha

warf, wieder aufsprang und eine gränzenlose Unruhe an den Tag legte. Endlich blieb er vor Pahlen stehen, sah ihn scharf an und fragte in herzzerschneidendem Tone: „Graf, was ist aus meiner Mutter geworden?“

„Ich werde mich sofort zu Ihrer Majestät begeben!“ erwiederte Pahlen und verfügte sich in die Gemächer der Kaiserin. Dort ersuchte er die Gräfin von Lieven, eine der ersten Palastdamen, die Kaiserin von dem Ableben ihres Gemahls zu unterrichten.

Es verdient bemerkt zu werden, daß alle jene Schauderscenen sich in der unmittelbaren Nähe der Kaiserin zutrugen, ohne sie im Geringsten in ihrem Schlaf gestört zu haben. Jetzt, von der Gräfin geweckt, glaubte sie erst, daß diese ihr die Nachricht vom Tode ihrer Tochter, der Gemahlin des Palatins von Ungarn, bringen wolle, da diese seit einiger Zeit krank war.

„Ihre Majestät,“ entgegnete die Palastdame, „haben noch ein fürchterlicheres Unglück zu beklagen. Der Kaiser ist vom Schlage gerührt worden.“

„Nein, nein! — man hat ihn ermordet!“ schrie die Kaiserin und sank von einer Anwandlung von Ohnmacht befallen nieder, erholte sich jedoch wieder und drang in die Palastdame, ihr die Wahrheit zu gestehen.

„Eure Majestät,“ antwortete die Gräfin Lieven, „vermuthen nur zu richtig.“

Nun stand die Kaiserin sogleich vom Bette auf, ließ sich in der größten Eile ankleiden und eilte nach Paul's Zimmer.

Im Saale zwischen ihrer Wohnung und der des Kaisers fand sie den Lieutenant Pettarazky mit 30 Mann von der Semonowsky'schen Garde. Dieser trat ihr mit gesenktem Degen entgegen und erklärte ihr mit Ehrfurcht, daß er sie nicht weiter gehen lassen dürfe.

Die Kaiserin schien für einen Augenblick bestürzt zu sein und fragte mit der ihr eigenen Würde: „Kennt Ihr mich nicht? — und von wem habt Ihr den Befehl erhalten, mich zu verhindern, in das Gemach meines Gemahls mich zu begeben?"

„Allerdings," entgegnete der Officier in ehrfurchtsvollem Tone, „habe ich die Ehre, Eure Majestät wohl zu kennen, und jener Befehl ist mir von meinem Obristen ertheilt."

Dessenungeachtet wollte die Kaiserin weiter vordringen; aber kaum hatten die Soldaten diese Bewegung bemerkt, so fällten sie die Bayonette, um sie daran zu hindern. Sie erkannte nun wohl, daß es unmöglich sei, ihren Entschluß auszuführen, wendete sich deshalb gegen den Officier, der in ehrfurchtsvoller Stellung stehen geblieben war, ohne den Soldaten ein Zeichen gegeben zu haben, und schlug ihn mit der flachen Hand auf die Wange; darauf sank sie ohnmächtig in einen Lehnsessel.

Die beiden Großfürstinnen Maria und Katharina waren ihrer kaiserlichen Mutter gefolgt und bemühten sich umsonst, sie zu beruhigen. Die Kaiserin verlangte ein Glas Wasser, und als man es ihr darreichen wollte, ergriff es ein Soldat, trank davon und gab es darauf der Kaiserin, indem er sagte: „Eure Majestät kann ohne Besorgniß trinken — es ist nicht vergiftet.“

Endlich kehrte die Kaiserin wieder in ihre Gemächer zurück. Pahlen wollte sie zu ihrem Sohne, dem Kaiser, führen, um ihm zu huldigen. Dieser Gedanke empörte ihr Gemüth. Die sonst so milde Frau kam auf den Gedanken, daß ihr Sohn nicht ohne Schuld sei an dieser entsetzlichen Katastrophe, und in diesem Augenblicke einer entsetzlichen Aufregung wollte sie ihm die Herrschaft streitig machen und erklärte mit Hoheit und auf energische Weise: „Ich bin durch Gottes Vorsehung zum Throne berufen, denn ich bin gekrönte Kaiserin, also rechtmäßige Nachfolgerin meines Gemahls und Herrscherin über Rußland — ich bin es, die von meinem Sohne Alexander zuerst den Eid der Treue erwartet.“

Der Kaiser hatte mit steigender Unruhe die Antwort seiner erhabenen Mutter erwartet. Endlich erschien Pahlen wieder und berichtete, was die Kaiserin erklärt hatte. Alexander gerieth dadurch in die höchste Betroffenheit. „Das ist ein Hinderniß,“ erklärte er, „worauf ich keineswegs gefaßt war.“ — „Um so weniger,“ entgegnete der

Graf dringend, „dürfen Sie einen Augenblick zögern, sich dem Heere zu zeigen, wenn nicht alles Vergangene vergeblich gewesen sein soll.“

Der jetzige Kaiser Alexander gab endlich nach und stieg in dieselbe Kutsche, die Paul auf die Festung bringen sollte. Pahlen und Zubow, Beide in Uniform, stiegen hinten auf das Lakaibrett der Kutsche, da ein anderer Wagen so schnell nicht zur Hand war, und so begab sich Alexander rasch aus dem Michaelow'schen Palast nach dem Winterpalast, um dort die Huldigungen der Großwürdenträger des Reichs entgegenzunehmen. Benningsen war bei der Kaiserin zurückgelassen, um sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, nachdem Alexander noch kurz vor seiner Abfahrt einen Augenblick bei seiner Mutter gewesen war und sie mit kindlicher Demuth gebeten hatte, nicht noch die Verwirrung zu vermehren, indem sie ihm die Anerkennung als Kaiser verweigere. Als sie noch unentschlossen war und die Zeit drängte, entfernte sich Alexander, um in den Winterpalast zu eilen, und Benningsen übernahm es, die Kaiserin von der Unausführbarkeit und selbst Ungerechtigkeit ihres Anspruchs zu überzeugen.

„Das Reich,“ sprach er, „ist lange genug durch die Günstlingsherrschaft einer Frau und die Tyrannei eines Despoten, der sich selbst gegen Ihre Freiheit und die Ihrer Söhne verschworen hatte, zerrüttet. Es bedarf

der kräftigen Hand eines edlen Mannes, wie Alexander ohne Zweifel ist, um das Reich zu retten. Zudem ist Se. Majestät der Kaiser als Großfürst zum Thronfolger ernannt, und dieses hebt als Willenserklärung des Czaren nach dem Gesetz Peter's des Großen jede Mitbewerbung der Kaiserin-Wittwe auf den Grund ihrer Krönung auf. Auch empfängt der Kaiser Alexander in diesem Augenblicke bereits im Winterpalast die Huldigungen der Großen des Reichs und darauf wird er die des Heeres und des Senats empfangen. Eure Majestät würden also den Thron nicht ohne eine neue Thronrevolution besteigen können, und dazu fehlt Ihnen die Partei; denn Alexander ist im Heer wie im Volke allgemein beliebt. Auch sind Eure Majestät eine viel zu gute Mutter, um Ihren Sohn, wie Katharina den ihrigen, einer ihm von Gott verliehenen Krone berauben zu wollen, und wenn sich Eure Majestät die tausend Sorgen und Gefahren vergegenwärtigen wollten, die selbst im Fall Ihrer Thronbesteigung Ihr Leben zu einem Dasein voll Angst, Sorgen und Mühen machen würden, so zweifle ich nicht, daß allerhöchst Sie ein ruhiges, allgemein geachtetes Privatleben den Gefahren einer Krone vorziehen würden, die Ihnen eine Dornenkrone werden müßte."

Benningsen hatte durch seine Beredtsamkeit die Kaiserin überzeugt. Sie dankte ihm, daß er sie von einer Idee abgebracht habe, die im Grunde nichts gewesen

wäre als ein flüchtiger Rausch, gefaßt in einer Aufregung, veranlaßt durch den Gedanken, daß Alexander die Ermordung seines Vaters verschuldet habe.

Benningsen überzeugte sie vom Gegentheil und versicherte, daß Niemand über diesen entsetzlichen Ausgang unglücklicher sei, als Alexander selbst. Er schob die ganze Schuld auf die Rohheit einiger Betrunkenen.

Die Kaiserin wurde beruhigt. Sie konnte jetzt den Augenblick nicht erwarten, wo Alexander ihre Schwüre und Glückwünsche empfangen könne und fuhr ihm nach in den Winterpalast.

Dort aber empfing indeß Alexander die Huldigungen der Großen seines Hofes, der Generale und hohen Geistlichkeit, die sich mit unglaublicher Schnelle dort eingefunden hatten; denn das Gerücht von Paul's plötzlichem Ableben hatte sich trotz der frühen Morgenstunde wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet und der Tod des Tyrannen hatte allgemeinen Jubel erregt.

Das Volk hatte sich unter dem großen Altan des kaiserlichen Winterpalastes versammelt und empfing den neuen Kaiser, als er sich zeigte, umgeben von den Großwürdenträgern seines Reichs, mit einem nicht enden wollenden Jubel.

In der dadurch erweckten freudigen Aufregung vergaß man nach der Todesart des ohnehin allgemein verhaßten Kaisers Paul zu forschen.

Als Gouverneur der Residenz erschien Graf Pahlen, um an der Spitze einer Deputation den Kaiser zu begrüßen. Alexander aber, auf das Tiefste erschüttert, rief ihm zu: „Herr Gouverneur, welch' ein Blatt in der Geschichte liefert der heutige Tag!“

„Die folgenden,“ entgegnete der Graf, „werden es durch ihren Glanz in Vergessenheit bringen!“

Nun ging Alles seinen herkömmlichen Gang, als ob der Kaiser Paul auf die natürlichste Weise von der Welt gestorben sei.

Der kaiserliche Leibarzt de Wette und der Leibchirurg Roff übernahmen die Oeffnung der Leiche Paul's und statteten einen mit gelehrten Kunstausdrücken versehenen Bericht ab, wonach Niemand zweifeln durfte, daß der Kaiser auf dem natürlichsten Wege eines Schlaganfalls aus der Welt geschieden sei. Sie wiesen nach, noch gefälliger als die Berichterstatter über den Befund der Leiche des Kaisers Peter's III., daß diese Apoplexie die unvermeidliche Folge eines völlig zerrütteten Organismus gewesen sei; sie bewiesen, daß er unmöglich hätte länger leben können.

Nun wurde der Körper des auf solchem natürlichen Wege gestorbenen Kaisers Paul einbalsamirt, dann vierzehn Tage lang öffentlich ausgestellt und darauf im kaiserlichen Mausoleum in der Petripauls-Festung beigesetzt. Dies geschah mit dem bei solchen Gelegenheiten

üblichen Pomp. Jedes Mal, wenn das Ceremoniel den Kaiser Alexander nöthigte, in die Nähe der kaiserlichen Leiche sich zu begeben, und selbst später, wenn er der kaiserlichen Gruft nahe kam, bemerkte man auf seinen schönen, edlen Gesichtszügen den Ausdruck des tiefsten und aufrichtigsten Schmerzes.

Ein edler Charakterzug Alexander's bewog ihn nach und nach, die Mörder Paul's vom Hofe und selbst aus Petersburg zu entferneu. Unter verschiedenen Vorwänden wurden sie in die entferntesten Gränzfestungen und selbst in Gränzregimenter an den äußersten Enden des Reichs versetzt.

Selbst Pahlen, dem Anstifter der Verschwörung, dessen Energie und Thätigkeit Alexander den Thron zu danken hatte, traf dieses Loos, um so unerwarteter, je mehr er auf Dankbarkeit des neuen Kaisers gerechnet hatte. Den Vorwand zu seiner Entfernung gab nachstehendes Ereigniß.

Kurze Zeit nach dem Tode Paul's wollte ein Priester wunderbarer Weise ein Heiligenbild erhalten haben, unter welchem die Worte standen: „Gott wird die Mörder Paul's I. bestrafen.“ Graf Pahlen, von dem üblen Eindrucke benachrichtigt, den die Ausstellung dieses Bildes in der Kirche auf das Volk machte, ließ den Popen verhaften und durch die Knute zum Geständniß bringen, daß er es von der Kaiserin-Mutter mit der Weisung, es

auszustellen, empfangen habe und daß sich noch ein ähnliches Bildniß mit gleicher Unterschrift in ihrer Privatkapelle im kaiserlichen Palast befinde. Pahlen suchte sich darüber Gewißheit zu verschaffen und nachdem er diese erlangt, ließ er das Bild aus der Kapelle der Kaiserin-Mutter nehmen.

Darüber auf's Höchste empört, beschwerte sich die Kaiserin mit Bitterkeit bei ihrem Sohne und bewirkte von ihm den Befehl, daß Pahlen sogleich die Hauptstadt zu verlassen habe. — Pahlen, darüber entrüstet, erklärte dem Kaiser schriftlich, daß er nicht nur eine Residenz verlassen werde, wo die Tugend der Dankbarkeit nicht zu finden sei, sondern daß er auch alle seine Aemter und Würden niederlege.

Als der Kaiser davon benachrichtigt wurde, sprach er mit der ihm eigenen Ruhe die Worte: „Das heißt weise gehandelt; aber damit das Opfer vollkommen sei, entferne er sich so weit als möglich."

Zwei Stunden nachher befand sich der Anstifter der Ermordung des Kaisers Paul schon auf dem Wege nach Riga.

Es gehört in die Geschichte jenes Despoten, daß seine wahnsinnigen, barbarischen Ukase, deren er in der letzten Zeit mehrere erlassen hatte, von Alexander I. mit einem Schlage aufgehoben wurden, und damit erwarb er sich die Liebe des Volks und des Militärs.

Wir werden im folgenden Theile dieser Hofgeschichten sehen, wie Klugheit, Mäßigung und Friedensliebe die ersten Handlungen des jungen Kaisers auszeichneten.

Es wird sich indeß im Verlauf seiner Geschichte zeigen, in wie weit Alexander I. seinen ursprünglichen Gesinnungen stets treu geblieben ist.

Ende des zweiten Theiles neuer Folge.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Belani, H. E. R., Hohe Liebe. Aus dem Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Historischer Roman mit Genrebildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Staatsleben. 3 Bde. broch. 1853. 4 Thlr.

— —, Peter der Große, seine Zeit und sein Hof. Historischer Lebensroman. 3 Bde. broch. 1855. 4 Thlr.

— —, Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4½ Thlr.

— —, Kronprinz Friedrich, seine Zeit und der Hof seines Vaters Friedrich Wilhelm's I. Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild. 3 Bde. 4½ Thlr.

Lubojatzky, Fr., des Teufels Werkstatt, oder Paris unter der Erde. Historisch-humorist. Roman. 1854. broch. 1 Thlr.

— —, Zacharias Amselpfiff's Abenteuer, oder Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpensammlers. Historischer Roman. broch. 1854. 1 Thlr.

— —, Katharina II., die Semiramis des Nordens. Aus dem Tagebuche einer polnischen Familie. Historischer Roman in 3 Theilen. broch. 4 Thlr.

Norden, M., Rodolf, oder das Abenteuer im Riesengebirge. 3 Bde. 1853. broch. 3 Thlr.

— —, Ottokar, oder die Reise nach Sebastopol. Historischer Roman aus den Zeiten Josef II. 3 Bde. broch. 3 Thlr.

Satori, J., die Mohrin. Roman. 3 Thle. broch. 1854. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Preußens Vorzeit. Ein Buch für jeden Gebildeten, besonders für das weibliche Geschlecht. 3 Bde. Mit Ansicht von Marienburg. 1854. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schoppe, A., geb. Weise, der Prinz von Viana. Historischer Roman. 2 Bde. broch. 1853. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Ferdinand und Isabelle. Histor. Roman von 1467—1474. 2 Bde. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, das Majorat. Ein Roman. broch. 1850. 1 Thlr. 15 Ngr.

— —, Aus Haß, Liebe. Roman. 2 Bde. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Sagenbibliothek. Norddeutsche Sagen, Volksmährchen und Legenden. 2 Bde. 2. Aufl. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

9h722

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Belani, H. E. R.,

Russische Hofgeschichten von Katharina II. bis Nicolaus I

Bd.: 2

Leipzig 1857

P.o.germ. 1914 c,NF-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312693-8